

Schlesien – mehr als Breslau und seine herrliche Metropole

Schlesienfahrt im Frühjahr 2005

Gedanken, Impressionen, Geschichte

Von Horst Jacobowsky



Schlesien – mehr als Breslau und seine herrliche Metropole. Schlesienfahrt im Frühjahr 2005 – Gedanken, Impressionen, Geschichte. Erste Station Liegnitz. Von Horst Jacobowsky

Heimwehtouristen nennt die Öffentlichkeit – bewusst abwertend oder leichtsinnig – die Vertriebenen, die es jährlich immer wieder mit großer Sehnsucht in die geraubte Heimat zieht. Da alle deutschen Menschen aus den angestammten Gebieten völkerrechtswidrig vertrieben worden sind, machten die Zwangsmaßnahmen weder vor kleinen Kindern, vor gebrechlichen Greisen noch vor Mönchen oder Klosterschwestern halt. Dementsprechend vielfältig sind die Erlebnisse und die Eindrücke der gewalttätigen und keinesfalls humanen Vertreibung bei den einzelnen Betroffenen. Einen psychologischen Beistand bekamen weder vergewaltigte Frauen, noch traumatisierte Kinder, denen die Eltern vor den Augen wegen Nichtigkeiten erschossen wurden. Jeder musste sehen, wie er mit diesen prägenden Eindrücken fertig wurde. Nach mehr als sechzig Jahren leiden die jetzt noch alten Überlebenden an den ihnen zugefügten Schmerzen. Sie leiden in einer Umwelt, die diese deutsche Vertreibungstragödie nicht verstanden hat oder dafür wegen eigener Sorgen keine Solidarität zeigen wollte. Die grausamen Taten die von einer radikalen Minderheit von Deutschen verübt worden sind – unvorstellbar und menschenverachtend - müssen den folgenden Generationen als Mahnung und Warnung dienen , so etwas nie wieder zu zulassen. Wenn sich aber völkerrechtswidrige Vertreibungen mit allen menschlichen Grausamkeiten ebenfalls nicht wiederholen sollen , müssen auch diese Taten ebenso geächtet, von den Tätern anerkannt und in den Prozess der friedlichen Zusammenarbeit eingebunden werden. Die von den Vertreibungen betroffenen und misshandelten Vertriebenen haben ebenso ein Recht darauf, dass die ihnen zugefügten Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten ebenfalls nie vergessen werden und die verantwortlichen Vertreiberstaaten sollten nach sechzig Jahren endlich anerkennen, dass Verfehlungen einer Seite - auch nicht im Hass - ungesetzliche und gegen das Völkerrecht gerichtete Handlungen rechtfertigen.



**Der berühmte „Wachtelkorb
auf dem Ring in Liegnitz im
Frühjahr 2005**

Anerkennung der begangenen Taten und Reue darüber bilden die Grundlage für eine geschwisterliche Zusammenarbeit der kommenden Generationen. Diese dürfen auch nicht auf ewige Zeiten mit dem Kainsmal der größten Verbrecher der Menschheit gezeichnet werden, sondern müssen eine Chance bekommen, vorurteilslos in der Völkergemeinschaft behandelt zu werden. Ähnliche Gedanken begleiten Tausende von Heimatvertriebenen auf der Fahrt an die Stätten der Kindheit. Viele sind dabei, die nur ein ganz verschwommenes Bild ihres Elternhauses haben, weil sie bei der Vertreibung viel zu jung waren und keine oder nur

unvollkommene Erinnerungen aus der Heimat in die Fremde mitnehmen konnten. Voller Staunen und aufrichtiger Begeisterung erleben sie die Heimat, die beeindruckende Schönheit der Landschaft und erahnen den Glanz einer kulturellen Tradition - in den zum Teil sterbenden Städten oder den untergehenden Dorfgemeinschaften.

Aus der Geschichte der Stadt

Eine Perle der schlesischen Städte war Liegnitz schon immer. In der geschichtlichen Entwicklung ist diese zweitgrößte Stadt Niederschlesien besonders positioniert. Strategisch günstig gelegen, war ihre stürmische Entwicklung bei der Explosion von Stadt- und Dorfgründungen im 13. Jahrhundert in Schlesien nach Magdeburger Recht zur erfolgreichen Entwicklung vorprogrammiert. Liegnitzer Bomben, als leckeres Weihnachtsgebäck weit über die Stadtgrenzen hinaus bekannt, oder die Liegnitzer eingemachten Gurken waren Botschafter und Boten der Stadt und ihrer fleißigen Bürger. Bei der Abfahrt von der Autobahn dauert es nicht lange und schon grüßt das charakteristische Panorama von Liegnitz, den auf diese stolze Stadt so gespannten Besucher. Der Hedwigsturm am Schloss zu Liegnitz, die Liebfrauenkirche, die Johanneskirche, die Peter-Paul-Kirche und nicht zuletzt der Petersturm wetteifern um die Gunst des Beobachters. Aber gemeinsam prägen sie das unverwechselbare Bild dieser sympathischen, niederschlesischen Stadt, die aus der Ferne nicht ihren schlesischen Charme bis heute nicht verloren hat. Im Detail und im Einzelnen verwischt das imponierende Bild zu der heutigen Realität. Die Stadt wurde am 9. Februar von sowjetischen Truppen besetzt und seltsamerweise erst danach zu 60% zerstört. Als ob diese Menschen einer anderen Kultur den Anblick der zauberhaft-schönen Stadt nicht ertragen hätten und erst zur Ruhe kamen, als auch diese Perle schlesischer Städte im Chaos der allgemeinen Trümmer unterging. Auch der unvergessenen schlesische Architekt Karl Friedrich Schinkel hat hier seine Duftmarken gesetzt. Sein 1840 errichtetes Schloss ist völlig ausgebrannt. Er baute es auf den Fundamenten des alten Piastenschlosses aus dem 15. und 17. Jahrhundert. Was Jahrhunderte zur Reife in Anspruch nahm, vernichtete die Schreckenswalze der unbarmherzigen Gewalt in wenigen Tagen. Die Außenbezirke der heutigen Stadt wirken konzeptlos, ihre Entwicklung willkürlich und unkoordiniert, Begonnenes ist unvollendet beendet, die grünende Natur versucht Resignation und Depression zu verdecken. Das gelingt ihr in den dichter werdenden Häuserzeilen auf der Fahrt zum Centrum, dem typischen schlesischen Ring nicht immer. Hier erkennt der geborene Liegnitzer seine Stadt am Deutlichsten. Unverwechselbar das Stadttheater, geschaffen 1842 von Carl Ferdinand Langhans nach dem Vorbild des Florentiner Palazzo Strozzi. Dieser Baumeister hat sich mit vielen schlesischen Sakralbauten und anderen architektonischen Meisterleistungen auch mit dem Brandenburger Tor unsterbliche Denkmäler geschaffen. Beim Gang durch die schlesische Architektur grüßt immer wieder dieser große Meister. Von 1938-1944 arbeitete als letzter deutscher Intendant Richard Rückert an dem traditionsreichen Haus, das in den letzten Kriegsjahren manchem Liegnitzer einige Stunden des Vergessens schenkte. Die unheilvolle Zukunft konnten aber diese Stunden der Entspannung und Ablenkung nicht abwenden. Schön und bezaubernd wie eh und je werben die sog. „Heringsbuden“ heute noch um die Aufmerksamkeit der Ringbesucher. In dieser Gruppe von acht alten Häusern am Ring mit Sgraffitomalereien der Renaissance sowie barocken und klassizistischen Giebeln wurden alten Lauben freigelegt, wie sie von so vielen Arkadenhäusern um den typisch schlesischen Ring bekannt sind. Noch berühmter im gleichen Häuserblock ist das Haus mit dem berühmten Wachtelkorb. Das besonders künstlerisch wertvolle Sgraffiti an dem Haus mit dem vorgezogenem Balkon, dem Wachtelkorb kann schon fast als Wahrzeichen der Stadt mit großer schlesischer Vergangenheit bezeichnet werden. Man merkt es dem Wachtelkorbhaus heute fast nicht an, dass es lange unbewohnt und in der Zeit nach dem Kriege – wie so Vieles in Schlesien – unendlich gelitten hat. Nicht vergessen bleibt der Anblick des neuen Rathauses in unmittelbarer Nähe der Ringes und der Peter-Paul-Kirche, welches erst 1902-1905 im Stil der Neurenaissance erbaut wurde. In unmittelbarer Nähe, angeschmiegt an das Stadttheater

zieht das alte Rathaus mit seinen originellen zwei Treppenaufgängen die Liebhaber besonders einfallreicher Architektur in seinen Bann. Die Struktur der Stadt, die imposanten Bauten lassen den Pioniergeist der Stadtgründer und der Entwickler über Jahrhunderte schlesischer Geschichte für jeden Besucher wieder neu aufleben. Die Stadt, ihre Anlagen und ihre Architektur sind in Stein gegossene Liebe der Erbauer zu ihrer Heimat. Sie prägen die Stadt weiter, wenngleich andere Dialekte und Sprachen dort heute die Richtung der weiteren Entwicklung angeben. Liegnitzer träumen davon, dass dies einmal mit gleichem Erfolg und auch der künstlerischen Sorgfalt und Genialität der deutschen Vorfahren fortgesetzt wird.. Die Entwicklung einer Stadt und deren Gestaltung stehen im unmittelbaren Zusammenhang mit dem Fleiß und dem wirtschaftlichen Erfolg der Bürger. Deren Streben wurde durch die strategisch günstige Verkehrslage gefördert.

Wirtschaft, Industrie und Handel in Liegnitz.

Der intensive Gemüseanbau, an der Spitze Gurken, Kohl und Zwiebel war ein Standbein des Wohlstandes. Die Produkte wurden weit über die Landesgrenzen Schlesiens exportiert. In den Sauerkrautfabriken und den Gurkeneinlegereien wurden die Landprodukte konserviert, nachdem sie vorher auch roh versandt wurden. Die Krönung dieses Wirtschaftszweiges waren die Gründung einer „Höheren Landwirtschaftsschule“ 1873 und einer „Landwirtschaftlichen Gemüsebauschule“, 1925. Aber auch die Textilindustrie - ein blühender Wirtschaftszweig ganz Schlesiens – eroberte Liegnitz. Sie begann dort mit der Gründung der Tuchfabrik von Samuel Benjamin 1797 in dem Gebäude des ehemaligen Jesuitenseminars. Bis nach Russland und Übersee exportierte das Unternehmen. Vielseitig ist das Angebot für die Liegnitzer an Arbeitsplätzen in der pulsierenden schlesischen Stadt. Die Bekleidungsindustrie und die Wirk- und Strickwarenproduktion waren um 1920 die wichtigsten Arbeitgeber. Eduard Seiler produzierte seit 1849 seine berühmten Liegnitzer Pianos in der größten ostdeutschen Klavier- bzw. Pianofabrik. Die Maschinenfabrik von Teichert und Sohn, gegründet 1845 von Friedrich Teichert, die Herstellung von landwirtschaftlichen Maschinen – begonnen 1856 von Josef Rupprecht brachten der Stadt weiteren Aufschwung. Heinrich Haase übernahm 1927 die Landmaschinenfabrik. Seit 1900 war die Fa. Gubisch Anbieter von Sägewerks- und Holzbearbeitungsmaschinen. Die Holzverarbeitende Industrie produzierte Möbel, Kinderwagen, Korbwaren. Auch Lederwaren-, Papierwaren- und Spielwarenbetriebe beschäftigten in den wichtigsten Betrieben Liegnitzer Bürger. Die vielen Produktionsstätten entwickelten einen lebhaften Handel, der auch Banken und Versicherungen beflügelte. Eine gesunde Infrastruktur – fortschrittlich für die damaligen Verhältnisse – brachte eine wirtschaftliche Blütezeit, die sich positiv auf die Kultur und das Gemeinschaftsleben der Liegnitzer auswirkte.



Die „Heringsbuden“ am Ring neben dem alten Rathaus im Jahre 2005. Das Liegnitzer Theater überragt alle Gebäude im Innenteil des Liegnitzer Ringes

Söhne und Töchter der Stadt Liegnitz

Der Politiker Paul Löbe, 1925-1932 Präsident des Deutschen Reichstages und von 1949-1953 Alterspräsident des Deutschen Bundestages gehört zu den berühmtesten Persönlichkeiten dieser interessanten Stadt. Der Maler Wolf Röhrich, die Schriftsteller Kurt Heynicke und Horst Lange, die Bildhauerin Elsbeth Siebenbürgen und der Kunstmaler Kurtmartin Magiera sind Zeugen der kulturellen Blütezeit in dieser Stadt.

Abwechslungsreich, teilweise dramatisch sind die geschichtlichen Stationen der Stadt. Vor ihren Toren kämpften Deutsche und Polen gegen die von Osten eindringenden mongolischen Reiterheere und wurden von der Übermacht vernichtend geschlagen. Trotz des Sieges verzichteten sie auf ein weiteres Vordringen in den Raum und zogen mit dem Haupttheer - nach Mähren ziehend - wieder an. Im Bewusstsein der Schlesier lebt dieses Ereignis der Schlacht bei Liegnitz weiter fort und gilt mit dem Heldentod des Herzogs Heinrich II als die größte Wende in der schlesischen Geschichte. Die Mutter des Herzogs, die Herzogin Hedwig aus Andechs wird seit dieser Zeit als die große Schutzpatronin und Heilige Hedwig von allen gläubigen Schlesiern heute noch tief verehrt. Die Vertreibung der schlesischen Bevölkerung nach den Wirren des zweiten Weltkrieg - gegen damals schon geltendes Völkerrecht - konnte aber auch sie nicht verhindern. Die Tragödie der Vertreibung übertrifft alle bisherigen geschichtlichen Ereignisse Schlesiens und davon wurde auch die schöne Stadt Liegnitz nicht verschont.

Die EU klopft auch in Liegnitz an

Auf der Fahrt zur Autobahn nach Breslau werden südlich von Liegnitz in Sichtweite der Wallfahrtskirche von Wahlstatt neue Gewerbegebiete gesichtet. Viele bekannte Namen aus der Bundesrepublik und dem Rest Europas dekorieren die Firmenschilder. Der polnischen Industrie und auch der Landwirtschaft werden mit Geldern aus der EU, deren größter Nettozahler die Bundesrepublik Deutschland ist, auf die Sprünge geholfen. Sechzig Jahre Verwaltung eines kulturell und wirtschaftlich führenden Schlesierlandes haben zum Konkurs dieser ehemals blühenden Landschaft geführt. Die Verwalter waren mit ihren Aufgaben überfordert. Die Verantwortlichen der Siegermächte des zweiten Weltkrieges können für ihre politische und wirtschaftliche Fehlentscheidung nicht mehr zur Verantwortung gezogen werden. Damit helfen auch Schlesier, die Ihnen geraubte Heimat in bessere Zeiten zu führen. Entschädigungs- oder Wiedergutmachungsansprüche der Betroffenen werden als Revanchismus und unseliger Geist von Gestern verhöhnt. Die Zeit ist mehr als reif, dass sich auch die neuen Länder der EU um eine faire und gerechte Aufarbeitung der eigenen Untaten bemühen und damit zu einem partnerschaftlichen Zusammenleben ohne Hass und Argwohn betragen. Die Vertriebenen stehen zu ihren dunklen Stunden in der Geschichte, den verantwortlichen Führern der Vertreiberstaaten müsste die eigene Schuld ebenfalls bewusst werden.

Zweite Station Jauer.

Die Gegend um Liegnitz ist voller erwähnenswerter Ereignisse, die für die Geschichte Schlesiens eine entscheidende Rolle gespielt haben. Hinter der Autobahn - in Richtung Jauer - grüßt bei gutem Wetter und klarer Sicht die Wallfahrtskapelle von Wahlstatt. Hier kämpften Deutsche und Polen zusammen gegen die Tataren, das wilde Volk aus den Ebenen der Mongolei. Angst und Schrecken verbreiteten diese Scharen in ganz Europa. In einem heroischen Kampf leisteten die Europäer heftigen Widerstand gegen ein zahlenmäßig überlegenes Heer, konnten aber eine totale Niederlage nicht vermeiden. Dennoch erreichten sie mit ihrem Einsatz, dass sich die Heerscharen zurück zogen und auch nie wieder in der Liegnitzer Gegend auftauchten. Lange Zeit dauerte es, bis sich die schlesischen Städte und Dörfer von den Verwüstungen durch die Tataren erholten. Die ganze herrliche Gegend am Fuße des Eulen- und Riesengebirges, den Sudeten und sogar die Metropole in Breslau brauchten Jahre bis zur Wiederherstellung geordneter Lebensverhältnisse. Nach

Jahrhunderten wurden immer noch grausame Geschichten über den Einfall der Tataren aus den Weiten der östlichen Mongolei erzählt. Beim Ansturm der Sowjetmacht und der Überschreitung der Grenzen des deutschen Reiches erlebte die Zivilbevölkerung einen ähnlichen grausamen Eroberungsfeldzug mit unvorstellbarem Leid vor allem für alte Menschen, Frauen und kleine Kinder. Die schlesische Bevölkerung musste am eigenen Leib erfahren, dass die Schilderungen der Verwüstungen vor mehr als siebenhundert Jahren, keine Phantastereien oder Übertreibungen waren. Durch die anschließende, völkerrechtswidrige Vertreibung – die bereits im Sommer 1945 begann – konnten die Schlesier die der Heimat zugefügten Wunden nicht mehr heilen. Bei der Durchreise – vor allem durch die einst blühenden Dörfer Niederschlesien – nach über sechzig Jahren – sind diese Wunden unübersehbar. Stolze Bauernhöfe sind dem Niedergang geweiht und werden wohl noch für Jahre als Ruinen Denkmäler einer rechtswidrigen Vertreibung eines ganzen Volkes sein. Ihr weiteres Schicksal erscheint ungewiss, denn so viele Höfe sind auch bei gutem Willen und viel Kapitaleinsatz nicht mehr zu retten. Was aus den eingefallenen Mauern - aus denen schon armstarke Bäume wachsen – einmal werden wird, kann heute noch niemand beantworten.

Die Friedenskirche – Weltkulturerbe Schlesiens

Die Friedenskirche in Jauer im Frühjahr 2005. Die Renovierungsarbeiten für die Feierlichkeiten im September 2005 sind im Innern noch nicht abgeschlossen.



Diese Gedanken drängen sich auf, wenn die Heimkehrer oder Heimwehtouristen in das Land ihrer Väter reisen oder von der Sehnsucht an die Stätten ihrer Kindheit gezogen werden. Liegnitz – die Stadt mit ruhmreicher schlesischer Tradition – war einen Abstecher wert. Jauer, wesentlich kleiner – verdient nicht auf der Umgehungsstraße links liegen gelassen zu werden. Allein die Friedenskirche von Jauer - durch die Aufnahme in die Unesco-Welterbenliste besonders geadelt – verdient einen Besuch.. Ihre Grundsteinlegung war vor 350 Jahren unter Bedingungen, die noch heute als nicht erfüllbar angesehen werden. Drei schlesischen Städten, Jauer, Glogau und Schweidnitz wurde im Westfälischen Frieden am Ende des dreißigjährigen Krieges erlaubt, diese evangelischen Gotteshäuser zu bauen. Als Baumaterial waren nur Holz und Lehm erlaubt, die Kirchen mussten einen Kanonenschuss weit vom Stadtkern entfernt sein, durften keinen Glockenturm erhalten und die Bauarbeiten waren innerhalb eines Jahres abzuschließen. Es grenzt an ein Wunder, alle drei Städte konnten durch den eifrigen und engagierten Einsatz und mit der Unterstützung vieler Städte und Menschen aus ganz Deutschland, alle Auflagen erfüllen und brachten es fertig, dass die Kirchen – wie in Jauer – über 6000 Gläubige zu Gebeten und Gottesdiensten einladen. Die Besucher stehen noch heute staunend vor diesen Werken und die phantastische Innenausstattung bestätigt einmal mehr, dass wahrer Glaube mehr als nur Berge versetzen kann. Auch heute wieder sind die noch funktionsfähigen Friedenskirchen in Jauer und Schweidnitz lebendige Zeugnisse der lutherischen Reformation in einer Bevölkerung, die mit über 98 % dem katholischen Glauben

angehört. Es sind Inseln in Schlesien, in denen die vertriebenen Schlesier evangelischen Glaubens, die sich vor der Vertreibung mit den Katholiken zahlenmäßig in etwa die Waage hielten, in Schlesien auch ihre religiöse Heimstatt finden. Denn leider hat es im heutigen Schlesien Fälle gegeben, bei denen evangelische Gottesdienstfeiern der Heimkehrer in ihren ehemaligen evangelischen Pfarrkirchen abgelehnt wurden, weil diese jetzt katholisch geweiht seien. Die berühmte und bekannte „schlesische Toleranz“, die für gute Beziehungen von katholischen und evangelischen Christen für Jahrhunderte Zeugnis ablegt, hat leider in diesem Fall keine Nachahmung gefunden. Die Bemühungen um eine wahrhaft christliche und ökumenisch notwendig Zusammenarbeit werden dadurch jedoch hoffentlich keinen Schaden nehmen.

Die reiche Innenausstattung verschlägt allen Besuchern den Atem, die zum ersten Mal die heiligen Räume betreten. Die vier übereinander angeordneten Emporen sind ein Meisterwerk der Innenarchitektur, wobei zwei davon erst später eingezogen worden sind. Der Altar, ist ein Meisterwerk von Michael Schneider aus Landeshut aus dem Jahre 1672, welches erst 17 Jahre nach Abschluss der Bauarbeiten eingeweiht wurde. Ein wahres Kunstwerk ist auch die Kanzel, die aus akustischen Gründen in die Mitte des Hauptschiffes platziert wurde. Die Kanzel stützt sich auf eine Engelsfigur mit dem Buch des ewigen Evangeliums. Damit wird besonders hervorgehoben, dass die Verkündigung der frohen Botschaft die wichtigste Aufgabe der evangelischen Kirche ist. Das Taufbecken, die Beichtstühle und die Orgel vollenden dieses gewaltige, eindrucksvolle Werk, entstanden aus dem unerschütterlichen Glauben an den Schöpfer des ganzen Universums.

Am 400. Jahrestag der Reformation, dem 31.10.1917 wurde in Jauer die „Luther Linde“ gepflanzt. Die Gedenktafel aus Teakholz verkündet noch heute in deutscher Sprache dieses geschichtliche Ereignis und erinnert gleichzeitig die Besucher aus aller Welt daran, wer dieses beeindruckende Werk mit der Hilfe Gottes geschaffen hat und einmal eine andere Sprache dort gesprochen wurde als heute.

Am 7. September 2002 erlebte die Friedenskirche einen weiteren Höhepunkt seiner Geschichte. Sie wurde in die Liste des Weltkulturerbes der Unesco aufgenommen, 350 Jahre nach der kaiserlichen Baubewilligung. Viele Aktivitäten und großes Engagement waren im Vorfeld dafür erforderlich. Darüber informiert ein Gedenkbuch, dass in deutscher Sprache aus Anlass dieses Ereignisses herausgegeben wurde und kann bei einem Besuch erworben werden. Für Liebhaber sakraler Bauten und speziell der einmaligen Friedenskirchen in Jauer und Schweidnitz ist es eine wahre Fundgrube mit immer neuen Überraschungen. Auch die vielen Sponsoren aus Deutschland sind darin anerkennend erwähnt. Wie bei dem Wiederaufbau von Kreisau, dem Gut von James v. Moltke und dem Kloster Leubus hat auch hier die Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit Übertreffendes geleistet. Nicht unerwähnt ist auch die von der Familie Richthofen geführte Stiftung für den Wiederaufbau der Orgel und die Stiftung für die Kultur Schlesiens. Die Schlesier sind nach über sechzig Jahren Vertreibung nach wie vor an ihrer Heimat interessiert und finanziell engagiert. Sie helfen mit, zu retten was noch zu retten ist, unabhängig davon, dass man ihnen einmal alles gegen geltendes Völkerrecht geraubt hat.

Jauer – eine blühende Wirtschaftszone bei den Schlesiern.

Mit der Perle von Jauer, der unvergleichlichen Friedenskirche sind aber der Name und die Geschichte des Landes noch nicht ausreichend beschrieben. Für die Kinder auf den Jahrmärkten Schlesiens waren die „Jauerschen Würstel“ ein Begriff. Überhaupt ist immer wieder faszinierend, welche wirtschaftliche Vielfalt schlesische Städte auszeichnet. So auch Jauer. Neben der Wurstfabrikation war in der Mitte des 19. Jahrhunderts der Wagenbau ein wichtiger Arbeitgeber. Hinzu kam danach auch ein bedeutender Ofenbau. Damit nicht genug. Die Menschen der Stadt fanden auch bei der Zigarren-, Holz- und Lederindustrie Arbeit und Brot. Seifen- und Eisenwarenfabriken waren ebenso vertreten wie Teppich- und

Tuchfabriken. Nicht zuletzt gab es noch in Jauer Fabriken für die landwirtschaftlichen Maschinen, Mühlenwerke und Betriebe der Steinindustrie.

Als Musik- und Theaterstadt verschaffte sich im 19. Jahrhundert Jauer einen guten Ruf. Der erste Theaterbau entstand übrigens schon 1799 aus den alten Schulbänken am alten Rathaus. 1874 war die Einweihung eines neuen Theaters, das 1933 als „Niederschlesisches Theater“ sich unter Kennern einen guten Ruf erwarb. Noch 1929 weihten die strebsamen und engagierten Bürger ihr Museum ein.

Jauer mit Ring und Rathaus- Wahrzeichen deutscher Stadtgründung



Unweit der Friedenskirche, die in einem schattigen Park versteckt ist, liegt der Ring von Jauer. Im Zentrum – wie könnte es in Schlesien anders sein – steht der stolze, sehenswerte Rathauturm mit einer wechselvollen und interessanten , 1373 erstmals erwähnt. Nach einem Brand ist das Rathaus 1896/97 im Stil der Neurenaissance. Der achteckige, 65 m hohe Rathauturm aus der damaligen Zeit ist fast noch im Original erhalten. Erwähnenswert ist aus architektonischer Sicht auch der Treppenaufgang in das Rathaus. Den Ring umrahmen dekorativ die Laubenhäuser. Teilweise sind diese noch aus dem 16.-17. Jahrhundert, der Rest wurde nach dem Brand 1776 neu errichtet und erhielt interessante Renaissance- und Barockfassaden. Der Respekt vor der Schönheit des typischen schlesischen Ringes mit seinen Laubengängen hat offenbar dazu geführt, dass die Baulücke im Nordosten mit neuzeitlichen Betonbögen geschlossen worden ist.

Auf berühmte Persönlichkeiten seiner Stadt und seines Landes ist jeder mit Recht stolz. Die Schlesier haben dazu allen Grund. Kein Volksstamm hat bezogen auf seine Einwohner so viele Nobelpreisträger wie Schlesien. Auch Jauer kann sich auf erfolgreiche Persönlichkeiten verweisen. Theologe und Philosoph Nicolaus Magni auch als „Nikolaus von Jauer“ bekannt. Er war Rektor der Universität Prag in 1397 und Heidelberg 1407. Gestorben ist er 1435, sein genaues Geburtsdatum nicht bekannt. Der Mathematiker Christoph Rudolphi, er lebte von 1494-1545 und der Industrieunternehmer Carl Friedrich v. Kulmiz, 1809-74 sind bekannte Söhne der Stadt. 1795 war der berühmte Gneisenau Hauptmann beim Füsilierbataillon in Jauer.

Nach der Belastung durch die schlesischen und napoleonischen Kriege blühte Jauers Wirtschaft und Kultur auf. Von Jauer zog damals der große General Blücher mit seiner Armee in die Katzbachschlacht. Mit seinem Sieg verschaffte er sich den legendären Ruf und noch heute gilt der Spruch „Ran wie Blücher“ wie ein Fanal zum Aufbruch und Erfolg.

Dritte Station Striegau.

Wie auf einer Kette aufgereiht liegen die Städte Liegnitz, Jauer, Striegau, Schweidnitz, Reichenbach und Frankenstein vor der imposanten Kulisse des Eulengebirges. Jede Stadt, jedes Dorf haben Höhen und Tiefen in der über 750-jährigen Geschichte des deutschen Schlesiens erlebt. Wieder sind viele Heimwehtouristen im Frühjahr 2005 unterwegs zu den Stätten ihrer Kindheit, die nichts an magischer Anziehungskraft in den sechzig Jahren seit der Vertreibung verloren haben.. Schon kurz hinter Jauer begrüßen die „Striegauer Berge“ am

Horizont. Wie eine Mauer liegen sie vor der Stadt. Diese sanften Erhebungen vor der Kulisse des mächtigen Eulengebirges wurden zu allen Zeiten leicht belächelt. „Ee Striezel und zwee Quärge, doas sein die Striegauer Berge“, witzelten die Schlesier über sie. Über 352 kommen sich nicht der Georgen-, Kreuz – oder Breitenberg. An dem Striegauer Wasser gelegen, im Kreuzungspunkt zweier wichtiger Straßen hatte diese Stadt die besten strategischen aber auch strukturellen Voraussetzungen für einen erfolgreichen Handel. Später, bei dem Siegeszug der Eisenbahn als schnelles Transportmittel, kamen fast parallel zu den beiden wichtigen Handelswegen auch noch die Schienennetze Jauer, Striegau, Königszelt, Waldenburg oder Schweidnitz und Maltsch an der Oder, Striegau, Bolkenhain und weiter nach Landeshut oder Hirschberg hinzu. In ihren Mauern wohnten sie, die Schlesier, die sich über Jahrhunderte zu einer fleißigen und strebsamen Gemeinschaft entwickelten. Am Ende der Entwicklung war eine gemeinsame Sprache aus den vielen unterschiedlichen Dialekten der Einwanderer aus vielen Gebieten Deutschlands entstanden. Eigenen Trachten und Traditionen stärkten die Gemeinschaft. Kultur, Handel, Industrie und Gewerbe entwickelten sich immer wieder , trotz vieler Rückschläge in der wechselvollen Geschichte Schlesiens und ihrer Städte.

Streifzug durch die bewegte Geschichte Striegaus.



Rathaus und Häuserfronten am Ring in Striegau, Frühjahr 2005

Schon vor 1239 ist diese Stadt gegründet. Der Johanniterorden und das Grafengeschlecht von Poseritz/Striegau sowie die Herzöge von Schlesien werden in den Chroniken erwähnt. Es gilt als ziemlich sicher, dass die Johanniter auch als Patronatsherren die Peterkirche erbaut haben.. Sicher belegt ist jedoch, dass sie im Auftrage von Herzog Heinrich III. von Breslau die Festungsmauer von Striegau errichtet haben. Striegau, Jauer und Schweidnitz waren wegen ihrer strategischen Lage besonders gut als Sperrfestungen gegen Eindringlinge über die Pässe der Sudeten und zum Schutz der wichtigen Handelswege geeignet. Vor 1305 bauten die Herzöge eine Stadtburg in Striegau, welche die bisherigen Aufgaben der alten Kastellanei auf dem Breitenberg übernahm. Dazu gehörte ein Weichbild mit etwa siebzig Dörfern. Die Burg wurde allerdings in den schrecklichen Jahren des 30-jährigen Krieges zerstört. Das schlesische Konzept der Stadtgründung im 13. Jahrhundert wurde auch hier verwirklicht. Der rechteckige Ring, die gitterförmig angelegten Gassen prägen seit der Gründung auch heute noch den Stadtkern. Neben der stattlichen Stadtkirche St. Peter und Paul entstanden noch fünf weitere Kirchen oder Kapellen. Die Stadtmauern aus dem Ende des 13. Jahrhundert bzw. der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zierten insgesamt fünf Stadttore. Das von Beatrix von Schweidnitz 1307 gegründete Benediktinerinnenkloster wurde 1961 endgültig abgebrochen, da es 1945 stark zerstört worden war. Seit 1929 war es katholisches Missionsordenshaus, nach der Säkularisation zeitweise Zuchthaus. Weitere Kirchen sind St. Maria, gegründet 1384 durch den Karmeliterorden, der bereits 1482 verlegt wurde. Die Nikolaikapelle von 1327 zugehörig zu dem Aussätzigenhospital. Sie war später Begräbniskirche

und wurde schon 1862 abgebrochen. Aus der Synagoge des 14. Jahrhunderts entstand die St. Barbarakirche. Die wahrscheinlich um 1500 in die Stadtbefestigung integrierte Antoniuskapelle prägt auch heute noch das Stadtbild. Die Stadtpfarrkirche St. Peter und Paul, die mächtige, dreischiffige Basilika, neu gebaut 1360-1388, beklagt sich heute noch mit ihrer Optik über die fehlenden bzw. unvollendeten Türme. Dennoch ist ein Besuch lohnend. Sie ist eine der großartigsten Schöpfungen der schlesischen Gotik und erhebt sich wie ein mächtiger, trutziger und wehrhafter Granitberg - gewonnen aus den Striegauer Basalt- und Granitsteinbrüchen - über die Dächer der umliegenden Häuser. Im Innern verblüfft die Ähnlichkeit mit der Stadtkirche von Schweidnitz. Viele Details lassen darauf schließen, dass auch hier der große Baumeister „Jacob von Schweidnitz“ Kostproben seines Könnens der staunenden Nachwelt hinterlassen hat. Die drei Portale schmücken außergewöhnliche Plastiken, die zum Beispiel im Westportal Maria, Johannes den Täufer und den Weltenrichter darstellen. Zwei Bilderreihen zeigen Szenen aus dem Leben des Apostels Paulus, einem der Namenspatronen dieser beeindruckenden Striegauer Basilika.

Eine entscheidende Schlacht, unweit von Striegau.

Aufgrund seiner strategischen Lage war es vorprogrammiert, dass bei militärischen Auseinandersetzungen das Gebiet um die Trutz- und Schutzstädte in Mitleidenschaft gezogen wurde. Unweit von Striegau, bei Hohenfriedeberg war eine entscheidende Schlacht im zweiten schlesischen Krieg, d.h. bei der Auseinandersetzung von Friedrich dem Großen und Maria Theresia. Friedrich wollte der Kaiserin unbedingt einen wichtigen Diamanten aus ihrer Krone entreißen. Am 4. Juni 1745 schlug der alte Fritz mit 58000 Mann das österreichische Heer mit 70 000. Durch einen Überraschungsangriff - die Österreicher dachten ihre Gegner wären auf dem Rückzug nach Breslau- aus den Striegauer Bergen heraus schlugen die Preußen die von Karl von Lothringen geführte Streitmacht vernichtend. Sie mussten den Rückzug antreten. Auf dem Galgenberg, der „Siegeshöhe“ des Gemetzels, erinnert ein Denkmal an diese denkwürdige Schlacht. Die preußischen Dragoner aus Bayreuth zeichneten sich durch Mut und Tapferkeit besonders aus. Der bekannte Hohenfriedeberger Marsch – mit großer Wahrscheinlichkeit von dem musisch begabten Preußenkönig selbst komponiert – entstand nach dieser Schlacht. Er beginnt mit den Worten: „Auf Ansbach-Drögoner, auf, Ansbach-Bayreuth“. Die Schlesier, mit dem ihnen eigenen Humor, sangen nach der Melodie jedoch: „Meine Mutter, die hat Schkonnerle geruppt, da sind sie nackicht in der Stube rumgehuppt“. Alle Breslauer und Schlesier kennen diese Melodie als typisches Pausenzeichen des Breslauer Rundfunks von 1939-1945.

Die wirtschaftliche Entwicklung.

Vor dem 30-jährigen Krieg war der Haupterwerb der Striegauer die Tuchmacherei. An schwarze Meer, bis nach Venedig lieferten die Striegauer ihre begehrten Waren. „Striegische Leinwand“ war ein Qualitätsbegriff und sehr begehrt bei Händlern und Käufern. Auch die Striegauer Biere trugen den Namen weit hinaus ins schlesische Land, nicht minder die Heilerde.

Im 30-jährigen Krieg erlebte die Stadt einen völligen Niedergang. Von der Pest wurde sie zusätzlich 1633 gequält und 1718 zerstörte ein verheerender Brand einen Großteil der Stadt. Die Landwirtschaft wurde nun der Haupterwerb der Bevölkerung. Nach 1713 waren 25% der Bevölkerung Militärinvaliden, die gezielt hier angesiedelt worden waren. Im 19. Jahrhundert besserte sich die wirtschaftliche Lage. Die Gewinnung von Granit gab immer mehr Menschen Brot und Arbeit. Durch die Anbindung an das schlesische Eisenbahnnetz ging es auch mit der Striegauer Wirtschaft voran. Hartsteinschleiferei, Maschinen-, Textil-, Papier-, Porzellanfabriken gaben Arbeit und Brot und deren Produkte spielten im Konzert der begehrten Waren eine wohltönende Rolle.

Die Stadtväter hatten schon 1385 die große Bedeutung der Ausbildung erkannt. In diesem Jahr wird ein Zins für „arme Schüler“ in den Analen erwähnt. Die Schule war seit 1537 evangelisch, wurde dann jedoch durch die Gegenreformation wieder katholisch. 1741

entstand eine neue evangelische, 1912-28 auch eine kath. Lehrerpräparandie. Eine höhere Mädchenschule, ab 1939 Oberschule für Mädchen und ein Reformrealgymnasium – ab 1939 Oberschule für Jungen - bereicherten das gute und qualifizierte Bildungsangebot für die Striegauer junge Generation.. Bekannt ist Striegau auch als Garnisonsstadt von 1935-45, 1812-1918 und 1747-1816.

Bekannte Söhne der Stadt.

Der Lyriker und Dichter Christian Günther, geb. 8.04.1695, gest. 15.03.1723 in Jena, der Maler, Zeichner und Schriftsteller Roger Loewig, geb. 5.9.1930, lebt in Berlin und Hans-Christoph Kaergel, Schriftsteller, geb. 6.02.1889, gest. 9.05.1946 in Breslauer Kerkerhaft. Sie haben ihre Stadt weit über ihre Grenzen hinaus bekannt gemacht.

Die letzten deutschen Jahre.

Die russischen Truppen marschierten am 13.02.1945 in die Stadt. Sie war nicht rechtzeitig von der Zivilbevölkerung geräumt worden. Es spielten sich unvorstellbare Szenen in ihren Mauern ab. Das Leiden der Bevölkerung konnte in den Wirren des 30-jährigen Krieges, der drei schlesischen Kriege oder dem Wüten der Pest nicht schlimmer sein. Nach den bekannten Plünderungszügen, unzähliger Vergewaltigungen von Frauen jeden Alters, Verschleppung und Vertreibung der Einwohner, wurde die Stadt von deutschen Truppen zurück erobert. 60% der Gebäude wurden Opfer einer aussichtslosen Gegenwehr. Am 7.5.1945 – ein Tag vor der bedingungslosen Kapitulation – betraten wieder sowjetische Soldaten den Boden der Stadt. Es wurde hier ein Sammellager von etwa 80 000 fremdländischen Arbeitern eingerichtet. Ende Juni 1945 übernahmen die Polen die „Verwaltung“ der Stadt. Sie versetzten die deutsche Bevölkerung in Angst und Schrecken. Wie alle Schlesier waren auch die Striegauer entsetzt, wie ein Volk mit seinen christlichen Brüdern und Schwestern anderer Sprache und anderer Tradition umzugehen bereit war. Die geheiligten Grundsätze der Nächsten- und Feindesliebe wurden genau ins Gegenteil gekehrt. Die einfache, friedliche Zivilbevölkerung erntete den Hass, den eine relativ kleine, braune, fanatische Clique im Namen des deutschen Volkes begangen hatte. In schlesischen Landen regierten nach dem Zusammenbruch und der Kapitulation die Mächte der Hölle. Die Schlesier wurden Freiwillig in ihren eigenen Städten, in den Dörfern und auf den Höfen. Tag und Nacht waren sie Überfällen und Plünderungen ausgesetzt. Die geplünderten Waren wurden auf Armee- und Militärfahrzeugen in die unendlichen Weiten des Ostens verschleppt. Mit ihnen unzählige unschuldige Zivilisten, Frauen, Kinder die zum größten Teil nie mehr ihre Heimat wiedersehen sollten. Schon vor den eigentlichen Verhandlungen und den Beschlüssen in Jalta und Potsdam begannen wilde, rechtswidrige Vertreibungen der deutschen Bevölkerung. Auch die Beschlüsse der Siegermächte können sich bis heute nicht auf geltendes Recht beziehen. Die Vertreibungen waren und sind unrechtmäßig, unabhängig davon, welche Schuld damalige Volksführer auf sich und das deutsche Volk geladen haben. Über 2.5 Millionen Menschen, die während der Wirren nach dem Kriegsende und der unmenschlichen Vertreibung in den Güterwagen elend zu Tode kamen, klagen die Verantwortlichen an. Ihr Tod war sinnlos. Er kann niemals sinnvoll werden, unabhängig davon ob sich die Vertreiberstaaten und die damaligen Machthaber zu ihrer Schuld bekennen. Aber für die zukünftigen Generationen und deren friedliches Zusammenleben ist die wichtigste Voraussetzung, dass über die Grausamkeiten beider Seiten schonungslos verhandelt wird und die offenen Eigentumsfragen gerecht und im Sinne des geltenden Völkerrechts entschieden werden.



Zeitzeugen einer 750-jährigen deutschen Geschichte in Striegau.

Verhandlungen über Wiedergutmachung und Entschädigung auf gleicher Augenhöhe.

Die Vertreiberstaaten genießen jetzt schon die Vorteile einer friedlichen Völkerverständigung im Großraum Europa. Durch den Fall des eisernen Vorhanges begann in diesen Gebieten die Verbesserung der Lebensverhältnisse. Mit deutscher Unterstützung und privaten Spenden geht der Wiederaufbau Schlesiens schneller voran. In den schlesischen Städten ist immer noch der Charme und die Einmaligkeit der deutschen Tradition spürbar. Vieles muss noch getan werden und sehr Vieles ist unrettbar verloren. Große Güter und Bauernhöfe, aber auch stolze Gebäude in den Nebenstraßen der Städte sterben einen langsamen Tod. Aus eigener Kraft war die polnische Bevölkerung – aus welchem Grunde auch immer – nicht in der Lage, alles so wieder aufzubauen, wie z.B. in den Zentren der Großstädte. Die für dieses große Land notwendige Bevölkerung wurde vertrieben, Schlesien dünner als vorher besiedelt. Primär die unrechtmäßige Vertreibung aber auch die materielle Unterstützung durch die Deutschen im Westen, rechtfertigen deshalb eine Wiedergutmachung und Entschädigung, über die auf gleicher Augenhöhe miteinander zu verhandeln ist und nicht nur die „Karte des ewig schlechten Deutschen“ ein einseitiges „Schwarzes-Peter-Spiel“ bleibt.

Vierte Station Wartha.

Es ist nicht zu beschreiben, mit welchen Gefühlen sich ein begeisterter Schlesier nach sechzig Jahren Vertreibung auseinander setzen muss, der seine Kindheit im deutschen Schlesien erleben durfte. Verständlich wird dann, dass viele Schlesier den Besuch ihrer Heimat nach solch langer Zeit nicht mehr wagen. Dafür gibt es viele Gründe, denn der Zerfall des damals blühenden Landes ist gerade in den kleineren Dörfern und in den Seitenstraßen der großen und mittleren Städte unübersehbar. Das Herz wird schwer, wenn die triste Fassade einst stolzer Bauernhöfe den rettungslosen Zerfall kündigt. Aus dieser Depression helfen auch nicht strahlende Bilder der Vergangenheit, die für ein ganzes Leben einen Ehrenplatz im Kaleidoskop der Erinnerung haben. Die Achterbahn der Gefühle ist während und nach den Kurzvisiten in der deutschen Heimat besonders intensiv und geschockt fragt sich jeder Mitleidende . Wie war solch eine Massenvertreibung gegen geltendes Recht in einer zivilisierten Welt überhaupt möglich und wo waren die Anwälte des Rechts und der Menschlichkeit der damals schon demokratisch geführten Staaten? Wer immer diese Fragen beantwortet, der muss bei objektiver Analyse des Bösen feststellen, dass von diesem Bazillus der Rücksichtslosigkeit, Brutalität und der Habgier im Machtrausch Teile aller Gesellschaften und Gemeinschaften befallen werden können. Sogar in einem christlich geprägten Land haben die Schranken der Nächstenliebe gegen die Kräfte der Hölle nichts ausrichten können. Die in jedem Volk versteckten dunklen Instinkte können nicht nur damit besiegt werden, dass Missetaten einer Minderheit eines anderen Volkes als Mahnmal vor den bösen Veranlagungen aufgestellt werden. Rechtswidrigkeit wird nicht dadurch legitimiert, indem vom Unvermögen

und der eigenen dunklen Geschichte abgelenkt wird. Intoleranz gegen alte Feinde und Fanatismus auf der Basis von Selbstgerechtigkeit sind schlechte Berater und ungeeignete Eigenschaften, um eine friedvolle Partnerschaft im neuen Europa aufzubauen. Bei erfolgreichen und notwendigen Verhandlungen über eine friedvolle Partnerschaft auf der Basis der christlichen Werte muss aller Unrat von beiden Seiten auf dem Tisch liegen und Beutegut darf nicht in verschlossenen Schränken und dunklen Bunkern versteckt werden, um sich zu bereichern und den Landraub zu verschweigen.

Wartha, Tor zum Paradies der Grafschaft Glatz



Eingang zur Wathaer Wallfahrtskirche und Büste von Papst Johannes Paul II

Diese Gedanken begleiten die Mehrheit der Schlesier auf der Fahrt zu Gedenkstätten des Glaubens und der Verehrung der Schöpfungsgeschichte. Wartha, der Wallfahrtsort steht mit seiner mächtigen Kirche und den wuchtigen Doppeltürmen wie ein in Stein gegossener Wächter an der Pforte von der schlesischen Ebene in die reizvolle Landschaft des Glatzer Kessels. Hier hat die Glatzer Neiße, die alle Wassermassen der gewaltigen, natürlichen Bergwälle des Glatzerkessels in ihr Bett aufgenommen hat, einen natürlichen Auslauf gefunden. Sie windet sich zwischen den Bergen des Warthaer- und Reichensteiner-Gebirges hinunter nach Kamenz und über Patschkau ins Otmachauer-Becken. Hier kommt der manchmal bei Schneeschmelze oder dem Sommerhochwasser sehr tückische und zerstörerische Fluß zur Ruhe und Besinnung. Seine Wasser haben im künstlichen See von Otmachau Zeit zur Ruhe und Muße. Sie können die fernen Sudeten und das Altvatergebirge, die Reichensteiner Berge oder den Neiße-Durchbruch bei Wartha noch einmal rückblickend genießen. Der unvergleichliche Anblick von Patschkau, dem Rothenburg Schlesien – hat sich ebenso in dem Wasser gespiegelt wie eines der Meisterwerke von Karl-Friedrich Schinkel, das Schloss von Kamenz. Einfallsreich, aber auch respektlos nannten es die Schlesier „die auf den Kopf gestellte Ritsche“. Im Sonnenlicht grüßt das spiegelnde Licht der Wasseroberfläche von Otmachau hinüber ins Eulengebirge, lächelt zur Festung Silberberg und freut sich auf die im Winde wehende Fahne von Jauernig, wenn der Erzbischof von Breslau dort einmal wieder seinen Sommersitz bewohnt. Die Stadt Neisse, liebliche schlesische Dörfer stehen an ihren Ufern Spalier bis sie unweit von Löwen-bei Schurgast - das Flussbett der Oder erweitert. Unvergleichliche Städte wie Brieg und Ohlau säumen ihren Strand, Kinder kühlen sich in ihrem köstlichen Nass und die gewaltige Metropole Breslau lebt schon Jahrhunderte von ihrer belebenden Frische. Der mächtige Dom begrüßt sie mit seinen durch die Stadt eilenden Glockenschlägen weit vor den Stadtgrenzen. Die Oder teilt sich in

der Hauptstadt, umarmt das Herz Schlesiens und wie ihre Bewohner möchte auch die Königin der schlesischen Flüsse ihr Heimatland niemals verlassen.

Die schmale Stelle, an der die Berge der Neiße die Passage gestatten, gibt nur noch wenig Platz frei für die Hauptverbindung der alten Handelsstraße zwischen Gnesen, Breslau und Prag. Später fanden einflussreiche und begabte Ingenieure auch für die Eisenbahn noch einen Durchschlupf am Warthaer Pass. In alten Zeit war diese wichtige Verkehrsader durch zahlreiche Schutzburgen gesichert. In dieser Schutzkette spielte die Burg am Warthaer Pass eine besondere Rolle, mussten sich doch alle Reisenden durch dieses Nadelöhr am Glatzer Kessel hindurch zwängen.

Wechselvolle und spannende Geschichte der Wallfahrt in Wartha.

Abenteuerlich, spannend aber vorrangig bestimmt durch die deutsche Kultur und Geschichte erzählt die Chronik dieser Stadt von den geschichtlichen Ereignissen. Ihre zerstörerische Gewalt zeigten die Wassermassen der Neiße nach langen und besonders ergiebigen Regenfällen im Sommerhochwasser am 24. August 1598. Die Erdmassen beidseitig der Neiße stürzten in die reißenden Wasserfluten und blockierten ihren Abfluss. Noch heute sind die kahlen Steinwände dieses historischen Bergsturzes am Warthapass zu erkennen und berichten von dem Naturereignis, was nach Jahrhunderten die Gemüter der Anlieger immer noch bewegte. Aber lange vorher, 1096 wird dieser Ort schon in den Prager Chroniken erwähnt. Im Mai 1124 soll Bischof Otto von Bamberg auf seinem Weg zur Christianisierung nach Pommern, diesen Pass benutzt haben. Im gleichen Jahr sollen die Böhmen auch die zerstörte Burg aufgebaut haben, die erst böhmisch dann polnisch und wegen kriegerischer Auseinandersetzung um Schlesien zwischen Polen und Böhmen zerstört worden war. 1128 soll das umstrittene Wartha noch in böhmischen Besitz gewesen sein, ehe es 1137 durch den Glatzer Pfingstfrieden wieder zu Polen gehörte. Durch Kaiser Friedrich Barbarossa, der 1157 die Lehnsabhängigkeit Polens vom Deutschen Reich wieder herstellte, begann eine beziehungsreiche, erfolgreiche und segensreiche Entwicklung unter dem Einfluss westlicher Kultur und Tradition. Die Besitzer wechselten. Das Herzogtum Münsterberg-Frankenstein 1321-1569. Bis 1810 teilten sich die Grundherrschaft das Kloster Kamenz und mit einem kleineren Anteil die Stadt Frankenstein. Die Johanniter von Groß-Tinz erhielten 1189 Dorf und Kirche von Bischof Siroslaus von Breslau geschenkt. 1203 wird diese Schenkung bestätigt. In dieser Urkunde wird von einer St. Marien-Kirche gesprochen, die Schenkung sogar von Papst Innozenz II bestätigt. 1210 erhält am 1. November das neu gegründete Augustinerchorherrenkloster Kamenz von Bischof Laurentius diesen Ort. Hier wird die Kirche als Kapelle bezeichnet. Die Zisterzienser übernehmen 1247 Kloster Kamenz und damit auch Wartha. Das Marienpatrozinium von Wartha wird 1299 für die Kapelle bezeugt. Noch heute ist die 42 cm hohe Sitzmadonna mit Kind aus Lindenholz verehrtes Heiligtum der Gläubigen. Sie soll Anfang des 13. Jahrhunderts entstanden sein und ist damit die älteste Holzskulptur in Schlesien. Fachleute haben diese Figur als rheinische Zisterzienserkunst identifiziert. Die Entwicklung eines Marktfleckens beginnt 1301. In einer Urkunde wird die Absicht bekundet, Verkaufsbuden für Bäcker, Schuhmacher und Fleischer zu errichten. Bei der Finanzierung der Kapelle aus Stein hatten sich die Warthaer für damals fortschrittliche Wege entschieden. Durch besondere Ablässe sollten vorrangig Pilger und andere Gäste die Kapelle „Maria Heimsuchung“ mitfinanzieren helfen. Es dauerte bis 1310 mit dem Beginn des Baues der Steinkirche. Zehn Jahre später wurde sie selbständige Pfarrei unter den Zisterziensern. Wartha wurde 1334 Stadt, die Pfarrei eine Propstei. Für die deutschsprachigen Besucher war die Kapelle zu klein. 1411 begann der Bau einer neuen, größeren Kirche Mariä Himmelfahrt. Die Hussitenkriege hinterließen auch in Wartha furchtbare Spuren. Beide Kirchen und die Geistlichen wurden verbrannt. Das Kloster Kamenz ließ überraschend beide Kirchen wieder errichten und sehr langsam erholten sich Ort und Kirche. In der Mitte des 15. Jahrhunderts wird die Marienwallfahrt erwähnt, die von den Zisterziensern betreut wird. Aber schon 1471 brannten beide Kirchen durch die Brandschatzung der böhmischen Besatzung aus

Glatz bis auf die Grundmauern ab. Der Wiederaufbau erfolgte postwendend. Ein Feuer 1525 zerstörte die böhmische Kirche.

Die Marienstatue ist 1577 nach glaubwürdigen Unterlagen nach Kamenz in Sicherheit gebracht und kam erst 1606 an ihren traditionellen Ort zurück.. Gleichzeitig wurde aufgrund der Reformation die „Ablasskirchfahrt“ in eine Marien-Wallfahrt umgetauft. Auf dem Warthaberg in unmittelbarer Nähe entstand zwischen 1617-19 am anderen Ufer der Neisse eine kleine Marienkapelle. Sie wurde am 7.09.1619 genau an der Stelle der Marienerscheinung gebaut. Sie erschien einigen Einwohnern, Schlimmes voraussagend aber auch Trost spendend. Eine Inschrift in lateinischer Sprache berichtet von der Erscheinung. Weihbischof Martin Kolsdorf aus Breslau weihte die Kirche.

Der 30-jährige Krieg verwüstete auch Wartha. Danach nahm die Wallfahrt ständig zu. Die 1666 eingeweihte neue Kirche war schon 20 Jahre später viel zu klein.

Die heutige Kirche in Wartha wird gebaut und die Wallfahrer kommen in Scharen.



Orgel – Marienheiligtum-Kanzel in der Wallfahrtskirche Wartha

1686 veranlasste der ehemalige Probst von Wartha, Augustin Neudeck, nun Abt in Kamenz den Bau der mächtigen, heutigen steinernen Saalkirche an der Stelle der beiden alten Gotteshäuser. Architekt und Hofbaumeister Michael Klein aus Neisse arbeitete daran von 1686-1704. Der Bildhauer Jörg schuf den Hochaltar, den als wertvollstes Gemälde schmückt - das von dem bekannten schlesischen Kirchenmaler Michael Willmann geschaffene Bild „Mariä Heimsuchung“. Darunter steht in einer Nische das Gnadenbild von Wartha, die sitzende Madonnenstatue. Auf der Kanzel, einen Berg darstellend, lehrt Jesus sitzend. Ihn umgeben die Evangelisten. Die vier großen Kirchenväter umrahmen den Schalldeckel. Eine Gruppe Engel und Gott mit einer Weltkugel thronen über ihnen. 1711 wurde Wartha durch einen großen Brand vernichtet, wie ein Wunder blieb die herrliche Barockkirche unversehrt. Die wunderschöne Orgel von 1759 – ein Meisterwerk des Breslauer Orgelbauers Franz Eberhard mit dem Rokokoprospekt des Warthaer Holzbildhauers Heinrich Hartmann – bezaubert die Besucher noch heute. Die Orgel war eine Stiftung des Preußenkönigs Friedrich der Große 1759. Die wichtige Verkehrsstraße aus der schlesischen Ebene in die Grafschaft wurde 1790 ausgebaut. Und am 8. Februar 1807 stand Napoleon nach der Eroberung mit seinen Rheinbundtruppen auf dem Paß. Die Säkularisierung hinterließ 1810 auch in Wartha seine Spuren. Das Kloster Kamenz und seine Propstei Wartha wurden geschlossen. 1873 rückte die Eisenbahn Breslau-Kamenz-Glatz, Wartha und seine inzwischen sehr bekannte Wallfahrtsstätte näher an die Großstädte Schlesiens. Die Zahl der jährlichen Wallfahrer lag inzwischen bei 170 000. Die Redemptoristen gründeten 1900 in dem großen Klosterkomplex an der Kirche ihre Niederlassung. Sie übernahmen damit die Betreuung der Wallfahrer und organisierten die Wallfahrt. Die vielen Votivtafeln im Klostersaal zeugen von der Hilfe und der Gebetserhörung der Gottesmutter. Kreuzwegstationen begleiten einen steilen Weg hinauf zum Kalvarienberg, mit der 1617-19 errichteten kleinen Marienkapelle. Hier soll nach einer Legende die Gottesmutter erschienen sein. Vor der Kapelle ist heute noch der Fußabdruck der

Madonna unter einem Schutzgitter zu bestaunen. Der mühselige Weg hinauf wird mit einem herrlichen Rundblick belohnt. Auf dem gegenüberliegenden Kahlersberg wurden zwölf Kapellen errichtet. Jede thematisiert ein Thema des Rosenkranzgeheimnisses. Die weitere Entwicklung ging stürmisch voran. 1914 war die Einweihung des Königin-Luise-Heimes als Erholungsstätte für Soldaten, 1916 das Ursulinen-Kloster St. Angela in Betrieb genommen. Erst war es Haushaltungsschule, später Landfrauenschule mit Seminar. Der unvergessene und in Schlesien so beliebte Kardinal Adolf Bertram machte Wartha ab 1933 zu einem Ort der Bekennung des katholischen Glaubens in einer Zeit, die ab 1933 vom Nationalsozialismus immer mehr beherrscht wurde. Das Noviziat der Breslauer Marienschwester, gebaut von 1935-38, unterstützte dieses Ansinnen. Allerdings wurde während des Krieges daraus erst ein Umsiedlerlager, später die „Adolf-Hitler-Schule“. Überall im Lande Schlesiens und in ganz Deutschland versuchte eine kleine fanatische und deshalb besonders gewalttätige Gruppe die Lichter der Hoffnung, des Glaubens und der Nächstenliebe zu löschen. Wartha und die schlesischen Zentren des Glaubens wurden nicht verschont, gingen aber nicht unter.

Die schöne Legende über die Erscheinung der Gottesmutter.

Die Legende über die Wallfahrt ist durch verschiedene Geistliche belegt. „Da wo jetzt die Wallfahrtskirche steht, betete Mitte des 13. Jahrhunderts sehr oft ein Jüngling aus dienenden Stand mit rührender Andacht zur Gottesmutter. Als er wieder einmal in schwerer Bedrängnis seine Zuflucht zur allerseligsten Jungfrau nahm, erschien ihm die Himmelkönigin von strahlendem Glanz umflossen. In ihren Händen trug sie eine kleine Statue, die sie mit ihrem göttlichen Kind darstellt. Mit freundlichen Worten übergab sie dem Jüngling das Bild und sagte ihm, dass sie sich diesen Ort gewählt habe, um hier besonders verehrt zu werden. Hoherfreut trug der junge Mann das Bild zunächst in die Burgkapelle von Wartha und stellte es dort auf. Alsbald sorgte er dafür, dass in dieser Kapelle ein eigener Altar für die Statue der Mutter Gottes gebaut wurde. Mit besonderem Vertrauen betete er immer wieder daselbst und fand in verschiedenen Anliegen Erhörung. Sein Beispiel ermunterte andere, dasselbe zu tun. Auch diese sahen sich erhört. So wuchs die Kenntnis von den auffallenden Ereignissen und besonderen Hilfeleistungen der Gottesmutter in weiteren Kreisen. Auch Böhmen erhielten Kunde von den merkwürdigen Gebetserhörungen in Wartha. Als da zufällig ein böhmischer Edelmann einen Fuß brach, gelobte er sofort eine Wallfahrt dorthin. Wirklich wurde er wider Erwartens schnell geheilt. Deshalb erbaute er zur Ehre der allerseligsten Jungfrau und zum Zeugnis des geschehenen Wunders für das Gnadenbild eine eigene Kapelle. Deutsche und Böhmen nahmen nun in großer Zahl Zuflucht zur heiligen Jungfrau von Wartha. Es gab kein Anliegen, das man nicht vertrauensvoll hier vorgebracht hätte. Ganz auffallende Erhörungen waren der Lohn dafür. Deshalb konnte die hölzerne Kapelle die ansteigende Anzahl der Wallfahrer nicht mehr fassen. Darum baute jener reiche Böhme der Gottesmutter ein neues Heiligtum aus Steinen. Nach dieser Legende teilen sich die Deutschen und die Böhmen in die Ehre, die Wallfahrt nach Wartha mit begründet zu haben. Bereits gegen Ende des 13. Jahrhunderts sind Pilgerfahrten dahin nachweisbar“.

Wartha und seine Wallfahrt leben in den Herzen der Schlesier weiter.

Die Spuren der über 750-jährigen deutschen Geschichte in Wartha begegnen Besuchern immer noch nach über 60-jähriger Vertreibung. Junge Menschen, die damals in Schlesien aufgewachsen sind, tragen die schlesische Wallfahrertradition noch in ihrem Herzen. Sie können sich dem Zauber ihrer Heimat nicht entziehen. Überall in Schlesien begegnen ihnen Symbole und Zeugnisse des Glaubens ihrer Vorfahren, der auch ihnen in die Wiege gelegt wurde. Sie fragen nach dem Sinn der Vertreibung, nach dem Unheil des Krieges und finden keine Antwort, warum sie gegen anerkanntes Völkerrecht nicht in dem ihnen von Gott geschenktem Land bleiben durften. Der Versuch, diese Fragen zu beantworten endet immer wieder mit der Erkenntnis, dass hier nicht Gottes Wille die Geschichte bestimmt, sondern allein Menschen mit ihrer Habsucht und ihrem Egoismus die Ermahnungen Gottes nach

Nächstenliebe und Frieden überhören und die ihnen von Gott geschenkte Freiheit allein für ihre Zwecke nutzen.

Fünfte Station Habelschwerdt.



Stadtansichten von Habelschwerdt Frühjahr 2005.

Eine Fahrt über den Pass bei Wartha -, entlang der gurgelnden Neiße- hinunter zur Festungsstadt Glatz⁷, ist immer wieder ein besonderes Erlebnis. Sicher eine der schönsten Strecken in die reizvolle Grafschaft, in der in jedem Winkel immer wieder eine Überraschung lauert. Wo gibt es schon so viele idyllische und reizvolle Plätze, wie in dem Madonnenländchen des Glatzer Kessels? Mächtig und drohend thront der gewaltige Donjon, die Festungsanlage, über der Stadt. Die Türme der vielen Kirchen schmücken die Stadt wie ein Heiligenschein. Die Figuren der Heiligen auf der historischen Brücke über die Neiße, die hinauf zum mächtigen Rathaus führt, ziehen die staunenden Blicke der Reisenden magisch an. Die Minoritenkirche und die Kirche „Maria Himmelfahrt“ streiten sich Jahrhunderte um die Gunst der Gläubigen. Glatz, die Stadt, die dem herrlichen Talkessel seinen Namen weiter gegeben hat. Ein Blick in die 750-jährige Geschichte des deutschen Schlesierlandes und seiner Entwicklung bestätigt den Beitrag dieser bedeutenden Stadt für die Kultur, die Entwicklung und den Erfolg des Landes. Geprägt und überzeugt von ihrem unerschütterlichen Glauben haben die schlesischen Bewohner diesen gesegneten Talkessel kultiviert, daraus das Madonnenländchen auf Erden wachsen lassen.. Von hier gingen viele bekannte Lieder zur Ehre Gottes hinaus in alle Welt. Noch heute – und überraschend mit immer größerer Resonanz – wird überall in Deutschland zum Fest der Geburt Christi die Weihnachts- oder viel bekannter- die Christkindmesse von Ignaz Reimann in den Gotteshäusern gespielt. Für viele Familien gehört diese Musik einfach am Heiligen Abend zur Erbauung und sie ist ein schlesischer Beitrag zum Lob und Dank an den Schöpfer der Welt. Wo wurden die heiligen Feste im Jahreskreis würdevoller und überzeugender gefeiert als in den Städten und Dörfern des Glatzer-Kessel und des Glatzer-Berglandes. Hinter Glatz, bei Quergasse, erreicht die Glatzer-Weistritz aus den Bergen um Rückers und dem Vogelberg die Glatzer-Neiße. In Rengersdorf begrüßt die St. Jacobus-Kirche die Reisenden. Wie eine dreiadrige Hauptschlagader durchqueren Eisenbahnstrecke, Neiße und die Landstraße die Grafschaft vom Norden zum Süden. Bei Grafenort machen die Weißkappe (518 m) und der Eichberg (509 m) auf sich aufmerksam. Von Krothenpfehl ist es mit dem PKW fast nur einen Atemzug nach Habelschwerdt, Perle im Herzen des Madonnenländchens. Die Vorfahren haben bei der Auswahl dieser Siedlungsstätte ein gutes Händchen bewiesen. Das steile Westufer der Glatzer-Neiße trägt die imponierende St.- Michaelskirche auf ihrer Schulter. Um sie herum

scharen sich in ihrem Schutze der Ring, die ineinander verschachtelten Wohnhäuser, das ganze historische Zentrum der Stadt. Zusammen mit dem historischen Rathausurm, des Glatzer-Torturmes, und dem rustikalen Willmanturm zeigt die Stadt ein wehrhaftes und stolzes Profil. Der Anblick hat die Vertriebenen aus Habelschwerdt in ihren schlaflosen Nächten immer begleitet.

Kurzgeschichte des Zentrums der Zündholzindustrie.

Die planmäßige Anlage der Stadt in „schlesischer Gitterform“ lässt auch hier auf die Gründung von deutschen Siedlern schließen. An der Neiße und der wichtigen alten Handelsverbindung von Breslau nach Prag gelegen, waren die strukturellen Voraussetzung für die Entwicklung recht günstig. Leider ist die genaue Gründungszeit aus den alten Chroniken nicht genau belegt. Allerdings lassen die nachweislich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstandenen Gewölbe des Chores der Pfarrkirche auch auf die Gründung der Stadt in der Mitte des 13. Jahrhunderts schließen. Unterstützt wird diese Argumentation, weil der Name der Stadt auch mit Gallus oder Hawel von Lemberg genannt wird, um 1250 „Herr“ des Glatzer Landes. Anfangs scheint Habelschwerdt dem Vorort Glatz unterstellt gewesen sein, denn Abgaben und Dienstleistungen mussten dorthin gezahlt werden. Unter Vogt Jacob Ritter errichtete die Stadt ihre Befestigungsmauern. König Johann von Böhmen honorierte das 1319, Habelschwerdt erhielt die Rechte einer königlichen Stadt. Das wollte Glatz nicht hinnehmen, scheiterte aber mit dem Versuch der erneuten Unterordnung der Stadt. Kaiser Karl IV bestätigte noch einmal 1348 das Privileg von 1319. 1466 kaufte der böhmische König diese Erbvogtei, später waren königliche Beamte die Vögte der Stadt. Der Gerichtsbezirk Habelschwerdt, zu dem der ganze Süden des Glatzer Landes gehörte, wird erstmals 1348 in den Analen erwähnt.



Der Rathausurm – eine der zahlreichen Sehenswürdigkeiten in Habelschwerdt, der Perle der Grafschaft Glatz.

Handwerker ließen sich in Habelschwerdt nieder. Die Stadt spielte auch eine bedeutende Rolle in der Tuchmacherei und Leinweberei. Die Walkmühle ist 1319, die Tuchmacherzunft 1397 belegt. Wie im Sog dieser Entwicklung entstanden kirchliche und öffentliche Einrichtungen. Die zweischiffige, gotische Pfarrkirche, erst noch 1442 Johannes dem Täufer geweiht, danach ab 1560 dem Heiligen Michael, ist erstmalig 1336 in Urkunden belegt. Sie hat jedoch – wie vor erwähnt - Bausteine aus den Jahren um 1250 und ist somit der älteste Kirchenbau der Grafschaft. Der Turm war damals in die wehrhafte Stadtmauer integriert. Schon 1381 entstand an der Mündung des Kressenbaches in die Neiße das St. Antonius-Hospital mit Hospitalkirche am Niedertor. Vor dem Glatzer-Tor entstand 1399 das Aussätzigenhospital. Der Neubau von 1614 – inzwischen als Seuchenhaus genutzt – ist

während des 30-jährigen Krieges vernichtet und nicht mehr aufgebaut worden. 1451 erscheint in den Chroniken das Rathaus, was nach einhundert Jahren neu gebaut werden musste, erhielt 1567 einen neuen Turm. Das interessante Vogteigebäude beim Niedertor, ein Wohnturm mit Graben soll auf den vorhin bereits erwähnten Vogt Jacob Rücker zurück gehen.

Habelschwerdt wurde – wie so viele schlesische Städte – im sog. Hussitenkrieg sehr stark zerstört. Später, 1469 wurde es noch einmal von den gegen König Georg von Podiebrad kämpfenden Schlesiern gebrandschatzt. Der größte Teil der Stadt war 1475 Opfer der Feuersbrünste.

Endlich folgte für die geplagten Menschen nach dem Wiederaufbau im 16. Jahrhundert eine gewisse Blütezeit. Der Erwerb der königlichen Mühle, des kaiserlichen Zolls, die Vogteirechte, die Obergerichtsbarkeit und der Kauf vieler Ländereien sind dafür überzeugende Beweise. In die Zeit der Blüte fällt der Beginn der Reformation. Die sog. Schwenckfelder und Wiedertäufer brachten die Ideen in die Stadt. 1548 wurden die Sekten verboten und die Bevölkerung wurde Anhänger der lutherischen Konfession. 1628-29 mussten sie jedoch zum katholischen Glauben zurück kehren. Viele zogen jedoch die Auswanderung dieser Zwangsmaßnahme vor. Die Kriegshandlungen brachten viel Not und Elend in die Stadt, vor allem durch die gefürchteten Schweden. 1646 brannten Teile der Stadt und Vorstädte ab. Die Leiden der Menschen gingen nicht zu Ende. 1703 vernichtete ein Brand über 65 % der Häuser in der Innenstadt. Auch der schlesische Krieg brachte Unheil in die Mauern. Ungarische Truppen und die Trenkschen Paduren brandschatzten in der Stadt. Vor ihren Toren siegten die Preußen gegen die Österreicher. 1779 war die Stadt im bayrischen Erbfolgekrieg Schauplatz eines Überfalls der Österreicher auf die preußische Garnison. Wenig Preußen konnten sich auf der Flucht nach Glatz durchschlagen. Zu ihnen gehörte der später berühmt gewordene General Ludwig York von Wartenburg. Auch 1800 vernichtete ein Feuer die ganze Innenstadt, 118 Häuser wurden Opfer der Flammen. Nur 23 Jahre später brannten wieder 109 Häuser bis auf die Grundmauern ab.

Die neuere Geschichte Habelschwerdts.

Von der historischen Stadtbefestigung sind noch Abschnitte der Mauer erhalten. Ferner drei markante Türme. Der Glatzer Torturm, der Dohlen- oder Ritterturm, der 1843 zum Glockenturm der 1821-28 erbauten evangelischen Pfarrkirche umgebaut wurde. Ferner der trutzige Stadtbergturm. Er ist Schauplatz in dem Roman von Herrmann Stehr „Drei Nächte“ und wurde volksnah „Willmannturm“ getauft. Daneben ist die 1767 zum Wohnhaus umgebaute Vogtei. Die bemerkenswerte barocke Dreifaltigkeitssäule am Ring sieht auf Wohnhäuser der Spatrenaissance und des Barock.. Nicht weit davon steht auf dem Neumarkt oder Töpferplan die Staupsäule – eine typische schlesische Einrichtung – aus dem Jahre 1556. Interessant ist auch die Entwicklung der Habelschwerdter Stadtkirche St. Michael. Nach Bränden von 1475 und 1753 vollkommen erneuert, bauten sie die Schlesier noch einmal 1914 um. Das heutige Rathaus ist 1852-54 entstanden. Sein markantes Turmprofil grüßt hoch über der Stadt die heimkehrenden Habelschwerter sehnsuchtsvoll zusammen mit der Michaelskirche und dem historischen Willmannturm. Traurig sieht der Beobachter den alten Glanz der Stadt in seiner Erinnerung und denkt mit Schrecken daran, wie die einst blühende Stadt den überall sichtbaren Zerfall überleben kann..

1818 wurde Habelschwerdt Kreisstadt, gewann zwar etwas mehr Bedeutung, der wirtschaftliche Aufstieg war dennoch spät und sehr schleppend. Die Holzindustrie und an der Spitze die Gründung von drei Zündholzfabriken zwischen 1860 und 1897 brachten eine gewisse Belebung. Der neue Industriezweig konnte den Niedergang der Tuchmacherei und Leinweberei etwas kompensieren. 1785 arbeiteten immerhin noch 33 Tuchmacher und 16 Leineweber.

1875 erhielt Habelschwerdt Anschluss an das Eisenbahnnetz, die örtliche Wirtschaft wurde damit stark gefördert. 1766-76 und wieder 1871-1925 konnte Habelschwerdt ein Lehrerseminar vorweisen. Der große Waldbesitz begünstigte die Arbeit in den

Zündholzfabriken. Die Stadt erweiterte durch ständigen Aufkauf neuer Waldflächen diesen Reichtum. Ironie der Geschichte. Habelschwerdt und seine Bevölkerung mussten durch verheerende Feuersbrünste über Jahrhunderte leiden. In der Neuzeit gaben gerade drei Zündholzfabriken vielen Menschen Arbeit und Brot. Erwähnenswert sind noch die Brauereien, die Spanschachtelherstellung, die Kistenfabrikation, Papierhülsen- und Spulenfabrik, Ziegelei und Sägewerke und die Produktion von landwirtschaftlichen Geräten. Schlesien, seine Städte und die industrielle Entwicklung in allen Teilen des Landes lassen immer wieder aufhorchen von dem Erfindergeist und dem Aufbauwillen seiner Bevölkerung. Hier war eine Urzelle des Fortschritts und der Entwicklung, die mit der Vertreibung zum Nachteil des gesamten deutschen Volkes wissentlich oder wegen Dummheit und Unkenntnis der politischen Entscheider brutal vernichtet wurde.

Am 11.5.1888 erblickte Joseph Klapper, Pädagoge und Nestor der schlesischen Volks- und Heimatkunde in Habelschwerdt das Licht der Welt. Er starb am 17.9.1967 in Erfurt. Herrmann Stehr, Schriftsteller (1864-1949) wurde hier geboren und auch zur letzten Ruhe gebettet. Seine Ruhestätte ist unbekannt. Er wird wohl geahnt haben, welches Unheil Habelschwerdt, Schlesien und Deutschland in seinen letzten Lebensjahren bedroht. Sicher hat er niemals damit gerechnet, dass einmal seine Zeitgenossen dieses herrliche Land für immer verlassen müssen. Er und die Schlesier glaubten damals noch an das Recht und die Gerechtigkeit. Aber nach mehr als sechzig Jahren Vertreibung sind die Vertreiberstaaten immer noch nicht bereit, ihren Anteil an der Katastrophe des letzten Jahrtausend einzusehen.

Sechste Station „Maria Schnee“ in der Grafschaft.

Habelschwerdt, die einst blühende Stadt im Süden der Grafschaft fesselt noch lange die Gedanken. Wird sie es einmal nach den vielen Rückschlägen in der geschichtlichen Entwicklung wieder schaffen, zur alten Blüte zurück zu finden? Während des verheerenden zweiten Weltkrieges unzerstört, machen die abgelegenen Winkel und nicht so häufig befahrenen Straßen einen trostlosen und deprimierenden Eindruck. Die Symphonie eines traurigen Niederganges erstickt Hoffnungen auf eine kurzfristige Wende aus dem Tal der Tränen. Die Hilfe der EU – wird überall in den ruinierten Dörfern und Städten sehnlichst erwartet. Damit fließen auch Gelder von den Vertriebenen zurück, denen dieses Land und ein Großteil der Städte auch unzerstört rechtswidrig geraubt wurde.

Die herrliche Frühlingslandschaft auf dem Weg zum Wölfelsgrund vertreibt traurige Gedanken. In Wölfelsdorf fasziniert der Blick auf den 1424 hohen Großen Schneeberg. Der Kleine Schneeberg mit 1318 m blickt rechts von seinem großen Bruder in den etwas eingetrübten Himmel. Im Westen ziehen vom Habelschwerdter Gebirge drohend dunkle Regenwolken heran. In östlicher Richtung erhebt sich mächtig und einladend die Wallfahrtskirche „Maria Schnee“ über die Baumwipfel ihres „spitzigen Berges“. 847 m über dem Meer lockt die traditionelle und beliebte Wallfahrtskirche die Pilger und Wanderer hinauf in ihre himmlischen Höhen. Dieser magischen Anziehungskraft sind Wenige gewachsen. Obwohl es verboten ist, ab Mariendorf die Holzabfuhrstraße hinauf zum Gottesberg zu benutzen, kümmert sich darum fast keiner. Auf holprigen Holzabfuhrwegen geht es auf schmalen Wegen mit steil abfallenden Böschungen dem ersehnten Ziel entgegen. An einer Wegkreuzung treffen sich mehrere Waldwege, und hier treffen viele Wege aus den Tälern mit dem Pilgerweg von Wölfelsgrund zusammen. Ein beschwerlicher Aufstieg liegt hinter den Wanderer. Ganz so steil ist die letzte Strecke zu der Wallfahrtskirche nicht mehr. Diese sollte jedoch nur noch mit geeigneten Geländewagen mit Allradantrieb benutzt werden. Das Ziel ist nach 15 Wanderminuten erreicht. Alle Mühen haben sich gelohnt. Von dem kleinen Plateau um die Wallfahrtskirche geht der Blick weit in die liebliche Landschaft der Grafschaft. Im Westen grüßt das Habelschwerdter Gebirge. Wie in eine monumentalen Modellbahnlandschaft liegen die Städte und Dörfer im grünen Samt des Frühlings. Die

Straßen und Schienennetze und die silbernen Bänder der Flüsse durchschneiden die Landschaft wie Lebensadern.. Lärm aus dem Tal dringt nur gedämpft in die Höhe von „Maria Schnee“. Ein idealer Ort für Gebet und Meditation.

In der Kirche hat gerade eine Messfeier begonnen. Der junge polnische Priester erkennt, dass nur deutsche Gäste seinen Gottesdienst besuchen. Es grenzt fast an ein Wunder. Der Pole hält eine Messe in deutscher Sprache vor Gläubigen, die alle in ihr Land gekommen sind, dass vor vielen Jahren einmal ihre Heimat war, aus dem sie mit Schikanen und Gewalt vertrieben worden sind. Geschäftstüchtig verwickelt der junge Gottesmann die Deutschen in ein Gespräch und verkauft wichtige Informationen in seinem Kiosk. Dringende Arbeiten an der Kirche stehen an. Die Hangseite muss durch aufwändige Betonkonstruktionen stabilisiert werden, damit die traditionelle Wallfahrtskirche nicht ins Tal stürzt. War die Fahrt oder Wanderung hierher auch beschwerlich, die Besucher erlebten ein kleines Wunder. Das es an diesem Ort davon schon viele Erhörunge gegeben hat, verkünden glaubhaft die vielen Votivtafeln.



Maria Schnee - eine der vielen beliebten Wallfahrtstätten im Schlesierland in 2005.

„Die wundertätige Figur der Muttergottes auf dem Spitzigen Berg ist ein Beweis der ewigen Anwesenheit der Muttergottes auf der Erde. Sie hört die Gebete der Gläubigen in der ganzen Welt, sieht die Probleme und Sorgen der heutigen Menschen und wartet auf sie. Sie will uns helfen. Wir hoffen, Sie erwartet uns in der himmlischen Heimat. Der heutige Mensch braucht Hilfe und Ihre Vermittlung in den deutschsprachigen Ländern , in Polen und in der ganzen Welt“.

Nachdenklich stimmt das in dem Prospekt abgedruckte Gebet, zwar in deutscher Sprache, doch leider ohne Bezug auf die deutschen Schlesier und ohne Mitleid für deren Schicksal.

„Liebste Muttergottes, Königin von Polen. Grosse Mutter Österreichs, Mutter der slawischen Völker. Großherrin Ungarns Mutter der Grafschaft und des Glatzer Gottesvolkes. Gib allen Menschen in der Welt Frieden und Glauben. Und allen Verstorbenen die ewige Ruhe, durch Christus unseren Herrn. Amen“.

Ein Blick in die Entwicklung und Chronik des Wallfahrtsortes verweist auf die lange, deutsche Tradition dieser weihvollen Stätte. Menschen aus der Grafschaft pilgerten auch zu den österreichischen Heiligtümern, nach Maria Zell. Die Figur der Muttergottes aus Mariazell war deshalb in Schlesien bekannt und wurde von den Gläubigen sehr verehrt. „Der alte Fritz“ hatte Schlesien in dem Siebenjährigen Krieg gegen Österreich in sein Machtbereich einverleibt. 1742 wurden die bisherigen Wallfahrten von der Grafschaft in das österreichische Maria Zell durch die neuen Grenzen unterbunden.

1750 hat der Junggeselle Christoph Veit aus Wölfelsdorf eine kleine Figur aus Holz zur Ehren der Muttergottes auf dem „spitzigen Berge“ aufgestellt. Die Figur hing an einer Buche, war nur durch ein kleines Holzdach schlecht vor Regen, Schnee und Wind geschützt. Die Figur war von einem anonymen Künstler in Österreich geschaffen, war aber eine Kopie der wunderwirkenden Gottesmutter in Maria Zell. Die Pilger der Grafschaft wallfahrten gern zu dem Spitzberg, um dort der schlichten, hölzernen Gottesmutter ihre Sorgen, Nöte und auch Freuden vorzutragen. Ein Sturm zerstörte 1765 die Buche mit der kleinen Holzkapelle. Die

Figur selbst blieb aber unzerstört. Eine neue, größere Kapelle wurde schnell gebaut. Der Junggeselle Christoph Veit, der diese Heilige Figur aus Österreich in die Grafschaft gebracht hatte, starb 1776. Nach seinem Tod wurde auf den Platz des heutigen Pfarrhauses die dritte Kapelle gebaut. Die Zahl der Pilger wuchs, die vielen Erhörungen und ungewöhnlichen Gnadenzeichen der Muttergottes vom spitzigen Berges verbreiteten sich schnell unter der gläubigen Bevölkerung. Das erste nachweisliche und bestätigte Wunder soll 1777 geschehen sein. Dem Sohn eines Laurenzius Franke soll das Augenlicht wiedergeschenkt worden sein. 12 Wunder sind bis zum Jahre 1782 erwähnt.

Der Baustein zur heutigen Kirche wurde am 18. Juni 1781 geweiht. Groß war die Opferbereitschaft der Menschen aus der Grafschaft für den Bau der neuen Kapelle. Tausende von Pilgern schafften die Baumaterialien, Holz und Steine, den beschwerlichen Weg hinauf auf die Höhe. Baumeister Andreas Jäger und Zimmermeister Andreas Knietig aus Wölfelsdorf leiteten die Bauarbeiten. Unterstützt wurden die Arbeiten durch Spenden aus der näheren und fernen Umgegend. Der erzbischöfliche Generalvikar Karl Winter weihte die neue Kapelle am 22. Oktober 1782 und sie erhielt ihren heutigen Namen „Maria Schnee“. Diese Bezeichnung wird aus einem historischen Ereignis abgeleitet. Papst Liberius von 352-366 Oberhaupt der katholischen Kirche, weihte auf dem Berg Esquilla eine Kirche. Trotz der großen Sommerhitze soll – wie durch ein Wunder – Schnee vom Himmel gefallen sein. Der Turm entstand 1784 und die Säulengänge 1821. Pfarrer Larisch baute sie um die Kirche. Dieser Pfarrer errichtete auch den Kreuzweg auf die Berghöhe. Das Innere der Kirche ergänzte Pfarrer 1897 Pfarrer Peter Nonnast. Künstlern aus München wurden die Arbeiten am Hauptaltar filigrane Gruppe übertragen. Sie stellt die Krönung der Gottesmutter dar und befindet sich im Presbyterium, einem Vorraum in der Wallfahrtskirche.

Die Szene selbst ist de Laurentianischen Litanei entnommen. Im Jahre 1930 erhält die Kirche drei neue Glocken, die mit den Anfangstönen des „Tedeums“ über das Glatzer Land schallten. Fünf Bilder erläutern heute in den Säulengängen die Geschichte der Wallfahrtskirche.

Zahlreiche Bilder, Gedenktafeln – künstlerisch nicht unbedingt wertvoll – die aus Dankbarkeit für die Gebetserhörung der Muttergottes gewidmet sind. Erst 1958 wurde das Innere der Kirche renoviert. Das Dach und der abschüssige Abhang verlangen zur Vermeidung von Schäden dringen weitere umfangreiche Investitionen. Spenden kommen auch von Vertriebenen, die „Ihrer“ Muttergottes auf dem „Spitzigen Berg“ in ihrer Heimat Schlesien - trotz allem Leid - im Glauben treu geblieben sind.

Der Prospekt der Wallfahrtskirche in deutsch beschreibt als größtes Ereignis der Neuzeit den 21. Juni 1983. Die Figur der Gottesmutter wurde vom Papst während seines Besuches in Breslau gekrönt. Papst Johannes Paul II war zweimal als Pilger in Maria Schnee. Am 20. August 1961 hat er hier eine Messe gefeiert und war noch einmal am 10. Oktober 1968 an diesem Heiligen Ort der Schlesier. Nun ist dieser erste polnische Papst durch einen Deutschen abgelöst worden. Die Hoffnungen der Schlesier auf eine vorurteilslose und gerechte Behandlung der die Vertriebenen bedrängenden Fragen durch den polnischen Papst, haben sich leider nicht erfüllt. Wird sich der neue, deutsche Papst dieses traurigen Kapitels der deutsch-polnischen Beziehungen annehmen. Wird er einen Weg zu einer gerechten, christlichen Lösung, getragen von der christlichen Nächstenliebe und gegenseitiger Toleranz finden?

Schon einmal in der Gegend, sollte unbedingt Wölfelgrund und dem Wölfelsfall ein Besuch abgestattet werden. Immer enger wird die Einfahrt in das Tal. Ab und zu blickt der Hohe Schneeberg mit weißer Kappe durch die Wolkenfetzen ins Tal der Wölfel. Hier gibt es noch die natürliche Urlandschaft, aber bei dem steigenden Tourismus wie lange? Urkundlich wurde das jetzt 9 km lange Dorf schon 1341 erwähnt. In der 1516 gebauten, barocken Pfarrkirche St. Georg, die 1701 wesentlich umgebaut wurde, sind Hochaltar und Kanzel von Meister Michael Klahr d.Ä. erwähnenswert. Nicht weit davon war der Sommersitz, das Schloss des Reichsgrafen v. Althann. Der gewaltige, und einstmals prächtige Barockbau hat Ende der

sechziger Jahre unter einem Brand so stark gelitten, dass eine Besichtigung nicht mehr lohnt. Dennoch ist die Ruine ein Synonym eines bei vielen Gebäuden nicht mehr aufzuhaltenden Untergang. Auf alle Fälle hat der berühmte Wölfesfall, der schönste Schlesiens, nichts von seiner Wildheit verloren. Aus 30 m Höhe stürzen sich die Wassermassen in die Felsschlucht. Ein Naturschauspiel, das die Massen anzieht. Der Höhenluftkurort Wölfesgrund war 1580 als Holzfällersiedlung gegründet worden. Die reizvollen Ziele, die Wallfahrtskirche Maria Schnee und der sagenumwobene Große und Kleine Schneeberg erweckten die Neugier der Wanderer in vielen Jahrhunderten. Daher wird es immer lauter in dem beschaulichen Tal, die Autos tragen ihre giftigen Autogase in eine bis dahin noch vor sich hindämmernde Landschaft. Ein radikales Verbot von Autos in diesem Tal hat man wegen vieler Bedenken nicht erlassen. Allerdings ist die Durchfahrt über die Bärenhöhle, Neuklessengrund und Klessengrund nach Alt Mohrau und Seitenberg gesperrt. Wenigstens eine bescheidene Geste gegenüber der herrlichen Natur um Heuberg und Schwarzer Berg. Der Wanderer kann hier noch in der Stille die Natur atmen hören.

Um in das älteste Bad Deutschland, nach Bad Landeck zu kommen, muss ein Großteil der bisherigen Fahrstrecke wieder zurück gefahren werden. Aber alle Strecken in Glatzerland sind voller Überraschungen und wetteifern um die Gunst der Besucher.

Siebente Station Bad Landeck in der Grafschaft.

Über Kieslingswalde windet sich die Straße in Serpentinaen zwischen Dürrer Berg (904 m) und Schwarzer Berg (1205 m) auf die Passhöhe bei Weißwasser. Eine schwindelnd schöne Landschaft, der man im Frühjahr noch die Strapazen der Skisaison ansieht. Festgepresste Schneereste liegen noch vereinzelt in geschützten Lagen, wo die wärmende Sonne noch nicht hineinblicken kann. Große Parkplätze auf beiden Seiten der Straße in den Talstationen verschlingen im Winter die unzähligen Autokolonnen, die es aus den matschigen Winterstädten in die klare Bergluft der westlichen Grafschaft zieht. Schlepplift- und Sessellifte der neuzeitlichen Tourismusgeneration ziehen sich wie überdimensionale Bandwürmer auf die Berghöhen. Sie stören, passen nicht in die harmonische Naturlandschaft der Grafschaft. Nackt und unförmig stehen sie im erwachenden Frühling untätig. Schulklassen lassen sich in den Ferien in die Höhe tragen und die Kinder erleben nicht mehr das erhebende Gefühl mit eigener Kraft, Ausdauer und Willenstärke die Berghöhen im Schweiß des Angesichts erobert zu haben. Die schon durch Fernsehen und Computerspiele untrainierte Generation nutzt auch das Angebot der Natur nur noch vereinzelt für körperliche Fitness und Erhaltung der Gesundheit. Entwicklungen, die in Jahrzehnten einmal der Gesellschaft durch rasant steigende Gesundheitskosten große Probleme bereiten werden. Für die vor fast sechzig Jahren aus den traumhaften Gebieten um Bad Landeck, Seitenberg und des Bielengebirges vertriebenen Deutschen war hier noch eine andere, eine gemütlichere Welt. Wenn die Passstraße vor Johannesberg ihre höchste Erhebung erreicht hat, fällt sie über Heudorf ins Bielethal bei Seitenberg und begleitet den Fluss hinunter nach Bad Landeck. Die Biele entspringt südwestlich des Bielengebirges an den Hängen der Berge Fichtlich, Tietzhübel, Sallwiesenberg und Rote Sümpfe, alle knapp über 1000 m. In Bielendorf haben sich die Quellflüsse bereits vereinigt, und fließen über Alt- und Neu-Gersdorf hinunter nach Seitenberg. Von Bad Landeck aus frisst sich der Fluss durch das Reichensteiner Gebirge und erreicht bei Patschkau die Glatzer-Neiße.

Herrlich in einem Talkessel an beiden Seiten des schwungvollen Bielebogens gelegen, liegt die liebenswürdige, nach Bad Warmbrunn älteste Bäderstadt der Grafschaft. Hier begann vor Jahrhunderten die Zeit der Sommerfrische. Ein Geschäftszweig, der sich weltweit zu einem Milliardengeschäft ausweiten sollte, mit allen negativen Konsequenzen für die Natur und Umwelt. Massentourismus und die Gier nach Weltreisen fressen die immer knapper

werdenden Energiereserven für die nachfolgenden Generationen auf. Nicht mehr zu reparierende Umweltschäden durch die Überproduktion von schädlichen Abgasen sind ein Pulverfass für die zukünftigen Generationen. Damit haben und konnten die ersten Nutznießer der Sommerfrischler nicht rechnen. Im Gegenteil, Menschen wurden von Krankheiten befreit, Schmerzen gelindert.



Das Villenviertel in Bad Landeck 2005

Die geschichtliche Entwicklung von Bad Landeck ist die der ganzen Grafschaft. Nach einer Urkunde von 1337 bestand die Siedlung bereits 1290. Der große Marktplatz mit 96x56 m ist der Mittelpunkt. 1336 ist die Pfarrkirche Mariä Geburt erstmals urkundlich erwähnt, 1692 der heutige Saalbau errichtet. In den Hussitenkriegen brannte die ganze Grafschaft, auch Bad Landeck, 1428 vollständig nieder. Ständige Wechsel der Besitzer waren für die Entwicklung sehr nachteilig. Die Menschen lebten vorrangig von Ackerbau und dem Handwerk. Sensationell ist die Vermutung, dass ein gewisses Einkommen um 1400 schon durch die Badeeinrichtungen der warmen Quellen erzielt worden sein soll. Georg von Münsterberg, Ende des 15. Jahrhunderts einer der Inhaber der Grafschaft, beauftragte den Wiener Arzt Dr. vom Berge mit der Untersuchung der Quellen. Das Ergebnis war der Bau eines Badehauses. Daneben entstand ein Wohnhaus, 1501 die erste Badeordnung. Dieses Georgenbad – genannt nach seinem Initiator – erwarb 1572 die Stadt und modernisierte die Badeeinrichtungen. Die inzwischen neu entdeckten Quellen blieben dennoch unter Privatbesitz. Die Vermutung liegt nahe, dass auch damals schon der Stadt das Geld fehlte. Besonders schwer litt auch Bad Landeck in den Jahren 1633-39 an den verheerenden Folgen des 30-jährigen Krieges. Die wirtschaftliche Grundlage wurde total vernichtet. Die Quelle des Marienbades wird allerdings 1625 schon urkundlich genannt. Sigmund Hoffmann v. Leuchtenstern hatte 1678 ein geeignetes Grundstück in Thalheim erworben und baute über dieser neuen Schwefelquelle ein Badehaus, mehrere Häuser für Kurgäste, die Marienkapelle 1688. Weitsichtig kaufte die Stadt aber 1736 – trotz klammer Kassenlage und schlechten wirtschaftlichen Aussichten von dem Enkel des Erbauers das Marienbad, zugleich fünf Dörfer mit der Gemarkung Karpenstein. Ein Stadtbrand 1739 brachte ebenso wie die lange Zeit der schlesischen Kriege einen Rückgang der wirtschaftlichen Entwicklung. Trotz Förderung des Bades durch den neuen Herrscher Schlesiens, König Friedrich der große, der alte Fritz, besserte sich die Lage erst Ende des 18. Jahrhunderts. 1765 weilte der König selbst im Bad, Mitglieder des Königshauses folgten dem wachsend guten Ruf des Bades. 1813 - im Jahr der Völkerschlacht bei Leipzig - trafen sich hier Alexander I von Russland und König Friedrich Wilhelm III. Die Wiesenquelle wurde 1850 ausgebaut, Moorbäder folgten. Die fünf vorhandenen Quellen wurden ab 1880 systematisch ausgebaut. 1880 war der Neubau des in die Jahre gekommenen Marienbades, 1917 des Georgenbades. Der gute Ruf der Landecker Bäder lebte von der Wirkung der stark radiumhaltigen, warmen Schwefelbäder. Gicht- und Rhemakranke bekamen Linderung und Heilung. Friedrich d. Große war wohl der berühmteste Gast. Er erholte sich hier von den Strapazen der schlesischen Kriege und erhoffte sich Linderung seiner Gichtleiden. Skeptisch wie er war, schickte er zuerst seinen Kammerdiener als Versuchskaninchen in das übelriechende,

schweflige Gebräu. Diese Kuren waren eine Tortur, bis sechs Stunden mussten die Kranken darin aushalten. Aus einem Schreiben des Alten Fritz an de Catt: „Ich schreibe Ihnen vom Wasser aus, mein Lieber, worin ich mehr lebe als auf dem Lande, und fange an, Fisch oder Ente zu werden, weiß jedoch selbst nicht genau welches von beiden. Was werden unsere guten Berliner sagen, wenn sie mich mit Muscheln bedeckt und mit Flossen geschmückt sehen werden?“ Schon vier Wochen später aber schrieb er: „Die Bäder von Landeck haben mir den Gebrauch meiner Füße wiedergegeben und gegenwärtig scheint es mir fast, als habe ich nie die Gicht gehabt“.

Solch eine Referenz blieb natürlich nicht ohne Folgen. Bad Landeck konnte sich ständig wachsender Besucherzahlen erfreuen. Die Gelassenheit - aber auch das Selbstbewusstsein der Menschen aus der Grafschaft - zeigt folgender Dialog: „Sind ihnen die Preußen oder die Österreicher lieber als Kurgäste?“ fragte der König einen Wirt. Seine Antwort: „Es bringt halt keener woas mitte!“

Das gesellschaftliche Leben blühte auf, in diesem inzwischen berühmt gewordenen Bad. Trotz der napoleonischen Kriege trafen sich hier die Spitzen der europäischen Gesellschaft. Konzerte, Theatervorstellungen und andere gesellschaftliche Ereignisse wechselten sich ab. Man ließ es sich gut gehen, während Europa verblutete. Kritiker – wie zu allen Zeiten und zu allen Themen - meldeten sich natürlich auch: „Beide Geschlechter baden zugleich und ein weibliches Geschöpf, was wahrhaft schamhaft nach Bad Landeck kommt, muss unvermeidlich minder schamhaft von da zurückkehren.“ Einfaches Volk tummelte sich in den Abwässern der Badehäuser. Auch ein Pferdebad gab es. Nach dem Badearzt Dr. Burghard sollten die Tiere „Steifigkeit der Schenkel, geschwollene Füße, Mauke und Knoten der Gelenke in diesem Heilwasser auskurieren. Der alte Fritz und seine Pferde waren nach dem Besuch von Bad Landeck immer jünger und gesünder als vorher.

Besucher von Bad Landeck erreichen von Süden zuerst das Kurviertel. Hier stehen die Villen und prächtigen Häuser für die Badegäste. Die Kurgebäude dominieren die Stadt. Die sehenswerte Altstadt um den Ring hat einige Besonderheiten aufzuweisen. Die Laubengänge fehlen auch hier nicht. Jede Stadt in Schlesien kann stolz auf seine Kirchen, Mariensäulen, Dreifaltigkeits- und Staup- oder Pestsäulen sein. Die barocke Dreifaltigkeitssäule in Bad Landeck ist mehr als nur sehenswert. Kein Geringere als Michael Klahr der Ältere, ruhmvoller Künstler aus der Grafschaft hat sie erschaffen. Aber auch sein Sohn Michael wirkte in dieser Stadt. Aus dem Jahr 1556 ist die Johannesbrücke über die Biele. Über sie erreicht man von der verkehrsreichen Durchgangsstraße die beschauliche und anmutige Altstadt des ältesten Bades in der Grafschaft.

Wer Gelegenheit und Freude zum Wandern hat, kommt in der Umgebung der Stadt voll auf seine Kosten. Die Höhen östlich des Bieletales wie Heidelkoppe, Rosselkoppe und Dreiecker belohnen die Wanderer mit einer phantastischen Aussicht über den Talkessel der Neiße. Im Zentrum grüßt Habelschwerdt, nordwestlich die Festungsstadt Glatz und genau im Westen reihen sich die Habelschwerdter –Gebirgszüge wie auf einer Perlenkette aneinander. Nordwestlich grüßt im Dunstschleier der Ferne die mächtige Heuscheuer und ihr Tafelberg den einsamen Wanderer auf Bad Landecker Höhen.

Menschen – deutsche Schlesier, jetzt mindestens sechzig Jahre alt, sind hier einmal geboren, hatten das Land über die Vorfahren von ihrem Schöpfer für die Pilgerfahrt auf Erden erhalten. Die Liebe zum Land, zur Heimat, zum Elternhaus wuchs mit jedem Tag. Die Sprache der Vorfahren ist deutsch in einer liebenswürdigen Variation. Grafschaftler und Schlesier aus der Ebene haben einen anderen Dialekt. Aber beide sind sie Schlesier, teilen ein gemeinsames Schicksal. Wer kann es erfassen, dass Millionen von Menschen nach Jahrhunderten gemeinsamen Aufbaues und der Kultivierung eines waldreichen Gebietes, einfach vertrieben wurden. Jeder Schlesier glaubt einen schlechten Traum zu leben, aus dem es endlich doch ein glückliches Erwachen geben muss. Weder in der vorchristlichen Geschichte, noch in der rasanten Besiedlung des dünnbesiedelten Gebietes Schlesiens hat es Vertreibungen der dort

wohnenden Menschen gegeben. Immer haben sich Urbewohner und Einwanderer angenommen und ihre Eigenschaften in einer gemeinsamen Gesellschaft integriert. Gegenseitige Achtung, Anerkennung wuchsen mit fortschreitender Zeit, es entstand der stolze und erfolgreiche Stamm der Schlesier. Alles wurde durch die Vertreibung zerschlagen. Tradition und Kultur der Schlesier sterben ganz langsam. Noch versucht die Erlebnisgeneration in gemeinsamen Treffen ihrer Vorfahren und deren Taten zu gedenken aber auch an deren und eigene Rechte zu erinnern. Der sechzigjährige Aufschrei gegen das den Vertriebenen jenseits der Oder-Neiße zugefügte Unrecht verhallt ohne Wirkung auf die gewählten Vertreter in den politischen Gremien. Solidaritätsbekundungen sind so zahlreich wie ihr Misserfolg. Erfolg kann sich auch nicht einstellen, wenn sich die Vertreter der Vertriebenenverbände gegenseitig blockieren und sich durch rechthaberische Prozesse vor den Opfern der Vertreibung - aber auch den Nutznießern des Landraubes - lächerlich machen. Leider ist nicht immer mit der gleichen Stimme gesprochen worden, die andere Seite hat das mit der Unterstützung der Multikulti-Anhänger und europäischer Gesinnung für ihre Vorteile zu nutzen verstanden. Leider sind die Vertriebenen zu den Indianern von Deutschland mutiert. Aus ihrer Heimat vertrieben, kümmert sich keiner ernstlich um ihr Schicksal. Die Mehrheit erwartet, dass sie sich nach so langer Zeit mit ihrem Schicksal abfinden und nicht dauernd „Unruhestifter“ bei der Konstruktion und dem Bau eines europäischen Hauses sind. Für ein vereintes Europa sind sicher die meisten Schlesier. Aber jeder Schlesier sollte das Vermächtnis seiner Vorfahren und das ihm zugefügte Unrecht genauso wenig vergessen wie die Untaten die - im Namen des deutschen Volkes - an anderen Völkern begangen worden sind. Gerechtigkeit muss die Basis bei der Bewältigung der Vergangenheit und der Arbeit an der Zukunft sein.

Achte Station Reichenstein, Kamenz.

Von Bad Landeck gibt es eine wunderschöne Straße mitten durch das Reichensteiner-Gebirge, hinüber in die Stadt Reichenstein. Schon nach der Kurstadt steigt die Straße an, schlängelt sich östlich des Kahleberges mit seinen 680 m auf die Passhöhe, um dann – immer wieder wunderschöne Ausblicke in die schlesische Ebene frei gebend, die Goldstadt Reichenstein zu erreichen. Die Straße führt parallel zur tschechischen Grenze durch das liebe Gebirge. Schon 2000 Jahre vor Christus soll der legendäre Ruf von Goldvorkommen in Schlesien bis weit in die Mittelmeerländer getragen worden sein. Man vermutet, dass Goldgräber von Kreta über die Karpaten bis nach Schlesien und Thüringen vorgedrungen seien. Als Beweis dafür gilt eine Kreuzhacke aus Kupfer, die nachweislich aus dem kretischen Kulturkreis stammt. Gefunden wurde dieses historische Stück zwanzig Kilometer von Reichenstein entfernt, in Alt Altmannsdorf. Tatsächlich haben die goldhaltigen Steine für kurze Zeit einmal ein beachtliches Reichtum in die Mauern der Stadt und seine Bewohnern gebracht.



**Blick zurück ins Reichensteiner Gebirge
Frühjahr 2005**

Die Stadt liegt idyllisch am Nordrand des nach ihr genannten Reichensteiner Gebirges, ca. 350 m hoch. Adel, Kirche und Landesherren bemühten sich, dieses Gebiet mit den goldhaltigen Steinen in ihren Besitz zu kommen. Laufende Besitzerwechsel in der Mitte des 13. Jahrhunderts behinderten einen gezielten und sinnvollen Ausbau und eine wirtschaftliche Erschließung des Schatzes. Herzog Heinrich IV. von Breslau schaltete sich 1273 und verlieh dem Kloster Kamenz und seinen Besitzungen Bergbaufreiheit und erlaubte ihnen die Verleihung böhmischen Rechts an die Bergleute. Zweifelsfrei muss sich dieses Recht auf die Erzfunde in Reichenbach bezogen haben, reichte doch bis 1260 der Besitz der Klosters bis in diese Gegend. Über Vogt Hermann von „Luterbach“, dem Adligen Moyko v. Baitzen ging das Gebiet auch an den Herzog Bolko I. von Löwenberg-Jauer. Da Ländereien um Reichenstein zeitweilig auch zwei aus Ungarn stammenden Brüdern gehört hatten, wird vermutet, dass Deutsche aus Oberungarn dem Ruf des Reichensteiner Goldes gefolgt sind. Aus einer Urkunde des Bischofs Nankers von Breslau vom 30.8.1331 geht hervor, dass Reichenstein schon in dieser Zeit eine Pfarrkirche besaß. Herzog Nikolaus von Münsterberg erwähnt am 20.03.1344 in einer Urkunde ebenfalls die Goldstadt. 1427 und 1465 preisen Urkunden ein stattliches Reichenbach.

Der Bergbau kam seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert in ganz Mitteleuropa in eine ernste Krise. Auch Reichenstein erlebte einen Niedergang. Aber schon 1470 war diese Zeit vorbei, der schlesische Bergbau ging wieder aufwärts. Durch mehrere Privilegien wurde 1480 der Bergbau neu belebt. Herzog Heinrich d. Ältere von Münsterberg erneuerte das Stadtrecht, verlieh das Stadtrecht und erhob es zur freien Bergstadt. Seit 1484 durften die Bergleute einen Bergmeister und vier Geschworene wählen. 1541 waren Obergerichtsbarkeit und Blutbann städtisch und die Frankensteiner Münze wurde nach Reichenstein verlegt. Wieder wechselten die Besitzer häufig. Bevor die Stadt 1772 in preußischen Besitz überging, waren von 1599 bis zum Tode des letzten schlesischen Piasten 1675 die Herzöge von Liegnitz die Herren von Reichenstein, danach war es Kammergut der Krone Böhmens und blieb es, bis sich Friedrich der Große des ganzen Schlesiens bemächtigte. Ein Blick in die lange Liste der am Bergbau Beteiligten nennt glanzvolle Namen. Die große Familie der Fugger aus Süddeutschland, Welser, Imhof, Thurzo. In dieser Zeit um 1530 sind 145 Stollen, Schächte und Gruben belegt. Davon besaß das Geschlecht der Fugger fast die Hälfte. Schon 1560 ging die kurze Blüte, nur durch Raubbau überhaupt möglich, zu Ende. Die Fugger verkauften überhastet aber rechtzeitig ihren großen Besitz an ihren Bergfaktor Hans Kirchpauer. Mitentscheidend war der Einsturz des wichtigsten Schachtes, der sog. „Goldene Esel“. Dabei kamen 90 Bergleute ums Leben. Der ehemalige Feldapotheker Johannes v. Scharffenberg organisierte 1699 den 1675 eingestellten Bergbau. Erstmals wurde eine Arsenikhütte eingerichtet. Die Bergwerke wurden 1711 städtisch, 1769 ein königlich-preußisches Oberbergamt eingerichtet. Dieses wurde - man höre und staune - 1778 nach Reichenbach unter der Eule verlegt. Als Entschädigung erhielt Reichenstein eine Bergdeputation, die seit 1793 bis 1854 Bergamt genannt wurde. Die Arsenengewinnung ging bis in das Jahr 1961 wobei ab 1895 nach dem Chlorationsverfahren von Herrmann Güttler produziert wurde. Schon seit Ende des 17. Jahrhunderts war die Goldgewinnung nur ein willkommenes Nebenprodukt. Ganze drei Gramm Gold pro Tonne Roherz. Eine Streichholzfabrik, Kalkwerke und eine Sprengstofffabrik erweiterten die Arbeitsmöglichkeiten der Reichensteiner. Schon über Jahrhundert waren die Geschicke von Reichenstein eng mit dem Geschehen in Kamenz verbunden. Die Kleinbahn Kamenz-Reichenstein im Jahre 1900 setzte die geschichtliche Tradition fort.

Die Hohenzollern – durch den mächtigen Bau des Kamenzer Schlosses – mit dieser Gegend sehr verbunden, ließen ihre Trauringe aus Reichensteiner Gold anfertigen. Eine rührselige Geschichte wurde in Reichenstein gern erzählt: „Da sollte vor Zeiten ein schlimmer Edelmann ein Auge auf die Tochter seines Erzfeindes geworfen haben, der auf der Reichensteiner Burg saß. Ohne sich erkennen zu geben, verdingte er sich als Kappe bei dem

Edelfräulein. Während eines Spazierrittes sollten seine Knechte aus dem Hinterhalt mit ihm gemeinsam die Schöne entführen. Aber ein treuer und wachsamer Diener der jungen Dame hatte von diesem Plan gehört. Mit dem Läuten einer Glocke rief er Hilfe herbei und vereitelte den Überfall bzw. die Entführung.“. Zum Gedenken an dieses Ereignis bimmelte das ganze Jahr jeden Abend das „Neuneglöckel“ bis zur Vertreibung der Schlesier aus ihrer rechtmäßigen Heimat, die ihnen noch heute gehört, weil die Rechtslage bisher weder geklärt noch gelöst ist.

Auf der Strecke zwischen Reichenstein und Kamenz gibt es einen herrlichen Blick zurück auf die Höhen des Reichensteiner Gebirges, hinüber in Richtung Jauernig, Patschkau und im Westen auf das Warthaer-Gebirge an das sich nahtlos das Eulengebirge anschließt. Bei gutem Wetter ist sogar die sagenumwobene Festung Silberberg zwischen Warthaer- und Eulengebirge gut zu erkennen. Beim Blick nach Norden fesselt die Silhouette des Kamenzer Schlosses und die ihm zu Füße liegende Stiftkirche des Klosters die Betrachter. Die vier mächtigen Ecktürme ragen in den Himmel. Die Schlesier, nie verlegen bei der Suche nach treffenden Ulknamen nannten dieses von Karl Friedrich von Schinkel errichtete Prachtwerk „auf dem Kopf stehende Ritsche“. Von 1838-73 wurde daran gebaut. Über einhundert Zimmer und Säle, Terrassen, Türmchen, Erker machen das Gebäude zu einer Rarität. Im Krieg nicht zerstört, musste es der Zerstörungswut der „Befreier“ Tribut zollen. Die Marmorkrippen aus den Pferdeställen wurden zusammen mit dem ganzen Inventar geplündert oder wurden Opfer des mutwillig angelegten Feuers. Das Kamenzer Schloss regelrecht ausgeschlachtet. Kriegsverbrechen dürfen nicht ungestraft verjähren. Bisher hat sich um die Untaten an Deutschen die Welt weniger gekümmert als um die Untaten von Deutschen. Millionenfach ist geltendes Kriegsrecht als Racheakt gebeugt worden. Die Täter, die sich an dem deutschen Volke vergangen haben, wurden niemals zur Rechenschaft gezogen. Sie sprechen Recht gegen Deutschland, haben aber leider nicht den Mut die eigenen Verbrechen zu bestrafen oder zu sühnen. Die Früchte ihres Hasses und das Ergebnis des rechtswidrigen Landraubs, sollen nicht geahndet werden, die Vertriebenen sollen sich bitte mit dem Unrecht abfinden. Die Verstorbenen Ahnen mahnen die noch Lebenden der Erlebnisgeneration, sich damit niemals abzufinden. Wirkliche Versöhnung ist nur möglich, wenn alle Seiten ihre Vergehen bereit sind zu bereuen und dafür Buße zu tun.



Die Gegend in und um Kamenz von Reichenstein aus gesehen.

Die sieben prächtigen Terrassen kämpfen gegen die Verwilderung. Die Natur möchte schamhaft verdecken, welche architektonische Meisterleistung hier sträflich vernachlässigt wird. Die herrlichen Laubengänge, über 30 m hohe Wasserfontänen des Berliner Generaldirektors der königlich-preußischen Gärten lassen sich nur erahnen, wenn man die vergehende Pracht von alten Aufnahmen oder eigenen Besuchen her kennt. Wer auf die höchste Terrasse der Ruine steigt, kann den wunderbaren Blick auf die langgestreckte Gebirgskette genießen, die sich wie ein Schutzwall von Südosten nach Nordwesten zieht. Friedrich der Große soll bei diesem Anblick einmal gesagt haben: „Wir haben hier die schönste Aussicht in Schlesien, es ist die reizendste Gegend der Welt“. Solche Ausdrücke sind immer subjektiv. Doch diese Emotion zeigt auch, welchen Eindruck zumindest in diesem Moment die wunderschöne Landschaft am Rande der Reichensteiner Berge beim alten Fritz

hinterließ. Die Schlesier, die aus diesem gesegneten Land gewalttätig vertrieben worden sind, fühlen und denken heute noch wie der alte Fritz. Und ihre Heimat ist in ihren Herzen heute noch der schönste Flecken der Erde.

Am Fuße des Kamenzer Schlosses liegt die alte Zisterzienserabtei. Hier soll der Preußenkönig oft zu Gast gewesen sein und sicher hat sich ein freundschaftliches Verhältnis zwischen ihm und dem damaligen Abt, Tobias Stusche entwickelt. Die Geschichte, die sich die Menschen in den Städten und Dörfern über die Beiden erzählten, scheint deshalb auch wahr zu sein.

„Während des Zweiten Schlesischen Krieges soll sich Friedrich in Kamenz aufgehalten haben. Da näherte sich eine Husarenpatrouille dem Kloster. Kurz entschlossen warf der Abt dem König ein Chorgewand über und ließ sich so verkleidet zusammen mit den Klosterbrüdern die Mette singen. Die Reiter zogen wieder ab, ohne den König entdeckt zu haben.“

Das Kloster Kamenz ist eines der ältesten in Schlesien. 1210 war es noch mit Augustiner Chorherren besetzt, diese mussten jedoch 1246 Zisterziensern aus Leubus weichen. Etwa hundert Jahre später entstand der bemerkenswerte Sakralbau. Wer vor diesem aus Natursteinen gemauerten Kirchenbau steht, bestaunt voller Verwunderung die Fähigkeit der Menschen dieser Zeit. Der riesenhafte Hochaltar und die Vielfalt der barocken

Ausschmückung wetteifern miteinander und erzeugen Bewunderung. Die von dem Norweger Thomas Weißfeld geschnitzten Figuren der vierzehn Heiligen Nothelfer zählen Fachleute zu den bedeutendsten Bildwerken Schlesiens. Bei der Reichhaltigkeit ähnlicher Werke in so vielen Kirchen des ganzen Landes ein Kompliment besonderer Güte.

Noch einmal ein letzter Blick hinüber in das Reichensteiner Land. Auch hier prägt der rechteckige Marktplatz das Zentrum der Stadt. Seltsam, trotz zeitweiligem Reichtum besaß die Stadt niemals eine Wehmauer. Durch drei gewaltige Brände 1638, 1796 und schon wieder 1836 sind die alten, historischen Bauten vernichtet worden. Die Stadtpfarrkirche St. Salvator stammt noch aus der Blütezeit der Stadt. Sie wurde 1515 erbaut, war von 1530-1687 und seit 1708 evangelisch. Ursprünglich hieß sie St. Corpus Christi. Die Katholiken benutzen seit 1708 die Dreifaltigkeitskapelle von 1583. Die wurde später Begräbniskapelle. Dafür erhielten sie 1875-77 mit der Pfarrkirche zur Unbefleckten Empfängnis Mariens ein neues Gotteshaus. Die Schlesier haben sich Jahrhundert bemüht, mit ihren architektonischen Leistungen die wunderschöne Heimat zusätzlich zu schmücken. Es ist ihnen – trotz vieler Rückschläge, großer Brandkatastrophen und ständigem Auf und Ab der Ereignisse immer wieder prächtig gelungen. So schwer die Zeit auch war, niemals wurden sie vertrieben, vermischten sich bei der Besiedlung mit den dort schon Wohnenden und nahmen Einwanderer bereitwillig auf. Der perverse Gedanke der Vertreibung und die menschenunwürdige Ausführung sind in Schlesien ein Kind der Neuzeit. Aber die Liebe zur Heimat ist nie erloschen und wird niemals verglöhnen.

Neunte Station Kreisau, Schweidnitz.

Wer sich mit der schlesischen Geschichte befasst, wird immer wieder erstaunt sein, welche kulturellen Leistungen das Volk der Schlesier hervorgebracht hat. Gleichwertig daneben stehen die Forschung und Entwicklung dieses Landes, die industrielle, wirtschaftliche und nicht zuletzt landwirtschaftliche Leistung. Lang ist die Kette von Pioniertaten auf allen Gebieten menschlichen Forschens und Handelns. Hinzu kommt der natürliche Reichtum des Landes, der sich mit dem Fleiß und dem Erfindungsreichtum seiner Bevölkerung ideal paart. Die vielen Ehrungen und Auszeichnungen der Schlesier und die weltweite Anerkennung durch die Verleihung von nicht weniger als 13 Nobelpreisen an Schlesier - oder Menschen mit schlesischen Ahnen - sind eine einmalige Erfolgsbilanz, die kein anderer deutscher Volksstamm - bezogen auf die Zahl seiner Einwohner - nachweisen kann. Bis in die Neuzeit reichen die herausragenden Leistungen, die von der Nobelpreisjury honoriert worden sind.

Eine funktionierende, vorbildliche Gesellschaftsordnung wurde mit dem Beginn der wilden Vertreibung 1945 - vor den Beschlüssen der Weltmächte – zerstört. Eine menschenunwürdige, vor allem die unschuldige Zivilbevölkerung treffende Hassorgie begleitete die Schlesier und anderen Deutschen in ihrer Heimat östlich der Oder-Neiße-Linie.

Erinnerungen aus der Kindheit werden wieder wach.

Die älteren Menschen wussten, welches Paradies ihnen gegen geltendes Recht mit Gewalt genommen wurde. Die Jugendlichen und Kinder spürten zwar das Unrecht, bemerkten die Hilflosigkeit und Trauer ihrer Eltern, begriffen jedoch nicht das menschliche Drama, dem Millionen von Schlesiern und Ostdeutschen nach dem Ende des zweiten Weltkrieges vogelfrei ausgeliefert wurden. Die wochenlange Fahrt in Viehwaggons in Richtung Westen, mit langen Zwangspausen auf freier Strecke, erlebten sie eher als ein Abenteuer, immer getragen von der Hoffnung der Älteren, dass dieser Exodus nur vorübergehend sei. Niemand konnte und wollte damals glauben, dass solch eine rechtswidrige Handlung einmal eine Dauerlösung werden könnte. Auffallend viele Kinder von damals zieht es nun im Rentenalter heim an die Stätte der Kindheit, die damals im jugendlichen oder kindlichen Alter verlassen werden musste. Jetzt erst, beim Wiedersehen der alten Heimat, wird ihnen bewusst, welcher Reichtümer an landschaftlicher Schönheit und welche ehemals prachtvollen Dörfer und Städte ihnen geraubt worden sind. Der Zauber und Reichtum ihrer Heimat wird bei jedem Besuch deutlicher und mit den Erinnerungen an die ersten Kindheitsjahre, behütet von dem Schoß der Familie, wird die Vergangenheit wieder zu neuem Leben erweckt. Ein unbeschreibliches Gefühl von Melancholie und Depression kämpft fortwährend mit dem Glücksgefühl, endlich wieder einmal die wogenden Ährenfelder zu bestaunen, an denen sich schon die Eltern nicht satt sehen konnten. Oder wer kann die Gefühle vor dem Taufbecken beschreiben, aus dem damals das Wasser für den Bund des kleinen Menschen mit dem ewigen Gott geschlossen wurde? Jeder Schritt, jeder Blick sind ein Zusammentreffen der Vergangenheit mit der Realität der Gegenwart. Immer wieder begleiten die gleichen Bilder und ähnlichen Worte den Dialog der Zeiten, der durch eine fast 60-jährige Vertreibung zu überbrücken ist. Dort ist das Feld, auf dem der Großvater tödlich verunglückt ist.

Ungeduldige Pferde zogen den Erntewagen plötzlich an. Zu lange dauerte es damals bis Hilfe eintraf. Es war zu spät. Heute könnte ein Verunglückter schnell mit einem Hubschrauber ins Krankenhaus geflogen werden. Solch ein Sturz vom Erntewagen muss heute nicht tödlich sein. Dort ist das Zimmer der Großmutter, die lange als Witwe nach dem Unfall auf ihrem Hof in der Auszugswohnung lebte. Sie konnte die Plünderungen und Alkoholgien der „Siegmächte“ und die Entrechtung der deutschen Zivilbevölkerung nicht mehr ertragen. Eines Tages musste ihre Wohnzimmertür aufgebrochen werden. Der Anblick der freischwebenden Füße über dem Fußboden, auf dem so oft mit der Großmutter gespielt worden war, begleitet die erwachsenen Augen des damals unfreiwilligen, kindlichen Zeitzeugen. Durch diese Verzweiflungstat sind ihr die Grausamkeiten der Vertreibung erspart geblieben. So konnte sie noch in die Heimerde gebettet werden. Verstreut in aller Welt liegen ihre Nachkommen, die einmal in ihrer Nähe die letzte irdische Ruhestätte finden sollten.

Gräditz und Kreisau, zwei kleine aber nicht unbedeutende Bauerndörfer zwischen Reichenbach und Schweidnitz. Im Osten liegt der Zobten zum Greifen nahe. In Gräditz wohnte der Patenonkel, oft besucht an Sonntagen. Hinter seinem Hof verlief die Eisenbahnstrecke Schweidnitz-Reichenbach, ein berauschender Anblick, wenn die langen Züge mit der dampfenden und fauchenden Lokomotive sich gegen das Panorama des Eulengebirges majestätisch abhoben.. Die Kutschfahrt über Langseifersdorf, Hennersdorf, Faulbrück war immer ein großes Erlebnis. Früh wurde wieder aufgebrochen, denn den Tagesrhythmus eines Landwirtes bestimmt das Vieh. Dauerte es einmal länger, dann empfing ihn ein lebhaftes Konzert der hungrigen und ungeduldigen Tiere.

Nachdem es zum Tode verurteilt schien, ist das Gut von Kreisau wie Phönix aus der Asche im neuen Glanz auferstanden. Ein Blick in die Geschichte ist symptomatisch für die Entwicklung Schlesiens.

Besitzer und Geschichte von Kreisau.



**Schloss Kreisau
Frühjahr 2005**

1250 ist Kreisau, gegründet als Rittersitz, erstmals urkundlich erwähnt. Rittergut und das Schloss mit seiner Kapelle waren 1335 Filialkirche vom nahe gelegenen Schwengfeld. Später dann von Gräditz. Lang ist die Ahnengalerie der Besitzer. 1330 wird Kilian v. Haugwitz, 1338 Heinze v. Liebetal, dann im 15. Jahrhundert die v. Seiditz und v. Naschwitz. Die Kette berühmter schlesischer Adelsgeschlechter wird im 16. Jahrhundert mit v. Seidlitz, v. Reibnitz, von Mesenau, v. Peterswalde komplettiert. 1655 folgen die v. Rothschild, ab etwa 1690 bis 1770 die von Zedlitz, danach folgten die von Dresky. 1867 kaufte Kreisau Nieder-Gräditz und Wierischau. Durch eine Schenkung erhielt Generalfeldmarschall Helmuth von Moltke Gut. Er wohnte im Schloss und ist auch hier beerdigt. Der Generalfeldmarschall zeichnete sich im Kriege von 1871 gegen Frankreich besonders aus. Schon 1866 brillierte er als genialer Heerführer und siegte bei Königgrätz. Seine Parole: „Getrennt marschieren, vereint schlagen“ wird gern auch heute noch bei strategischen Lagebesprechungen verwendet. Sein Verdienst ist auch, dass er nicht nur die Vorteile Technik wie die Telegrafie oder den Einsatz der Eisenbahn früh erkannte, sondern auch sinnvoll strategisch angewendet hat. Er ist der eigentliche Begründer des preußischen Generalstabes. Bismarck setzte jedoch immer wieder das Primat der Politik vor übereilten militärischen Schritten durch. 1870 wurde Helmut von Moltke von König Wilhelm I in den Grafenstand erhoben. Diesen Titel führte jedoch immer nur der jeweilige Besitzer von Kreisau. Letzter Besitzer bis 1945 war Helmuth James Graf von Moltke, ein Großneffe des Generalfeldmarschalls. Er wurde am 11.03.1907 in Kreisau geboren. Der studierte Jurist war von 1939-44 Sachverständiger für Kriegs- und Völkerrecht bei der Amtsgruppe Ausland/Abwehr des Oberkommandos der Wehrmacht. Zusammen mit seinem Freund Peter Graf York von Wartenberg initiierte er den sog. „Kreisauer Kreis“, alles entschiedene Gegner Hitlers. Sie trafen sich im Berghaus und dachten über ein Deutschland nach dem Untergang Hitlers nach. Im Januar 1944 wurde er verhaftet und am 23. Januar

1945 in Berlin-Plötzensee hingerichtet. Das Schloss Kreisau ist zu einem deutsch-polnischen Begegnungszentrum ausgebaut, wunderschön restauriert und wird jährlich von immer mehr Touristen besucht. Der imposante Zustand des Gutes steht im krassen Gegensatz zu so vielen ehemaligen Gütern Schlesiens, die nach dem Kriege von den Russen genutzt worden sind, total ausgeschlachtet wurden und jetzt einem jämmerlichen Zerfall preisgegeben sind. Investoren aus dem Ausland erbarmen sich teilweise dieser Anwesen und investieren mit Blick auf die Fördergelder der EU, von der Polen in den nächsten Jahren stark zu partizipieren hofft.



Das Wappen des Adelgeschlechts v. Moltke über dem Haupteingang des Schlosses, Siegel und Urkunde deutscher Vergangenheit

Weit in das schlesische Land hinein signalisiert der Turm der Schweidnitzer St. Stanislaus - und St. Wenzelskirche seine imposante Spitze. Mit 105 m ist er der höchste Kirchturm in ganz Schlesien. Aber der Zobten im Osten und das Eulengebirge im Westen blicken schon seit seiner Gründung 1335-1488 majestätisch auf ihn herab. Die Stadt wurde im Krieg fast überhaupt nicht zerstört und deshalb strahlt sie immer noch unverfälscht im Charme der 750-jährigen deutschen Geschichte. Die um den Ring großzügig angelegten Bürgerhäuser erzählen von der großen Rolle, die diese Stadt in der schlesischen Geschichte in vielen Jahrhunderten übernommen hat.

Die Garnisonstadt, ein Rückblick auf Entwicklung.

Wegen ihrer strategischen Lage war sie seit 1640 Garnisonstadt. Schweden, österreichische Infanterie, Kürassiere und Dragoner, preußische Infanterie, Artillerie und Pioniere, 1742/46 ein Kürassierregiment, 1807/08 sogar französische Infanterie und Dragoner gaben sich in Schweidnitz ein Stelldichein. Das erste schlesische Grenadierregiment Nr. 10 und das 2. schlesische Feldartillerieregiment Nr. 42 waren von 1898-1920 hier stationiert. Nach dem 1. Weltkrieg zogen das 2. Bat. Inf. Rgt. 7 und Art. Rgt. 28 in die Stadt ein und ab 1945 setzten die Russen die Tradition der alten Garnisonsstadt fort.

Der heute quadratische Ring war bei der Stadtgründung einmal rechteckig. Bereits 1291 wird auf dem Ring ein Kaufhaus erwähnt. Brände wüteten auch in dieser Stadt, der verheerendste vernichtete 1716 das Rathaus. Das darin gelagerte wertvolle Archiv konnte jedoch gerettet werden. Gleich danach begannen 1717/20 die Schweidnitzer mit dem Bau des heutigen Rathauses. Der Rathauerturm war zusammen mit dem Turm der Pfarrkirche über Jahrhunderte Wahrzeichen der Stadt. Am 5. Januar 1967 jedoch stürzte der Rathauerturm, der so viele Stürme in seiner Geschichte erlebt hatte in sich zusammen. Ein Kleinod der Stadt ist nicht wieder aufgebaut worden, ob ein Neubau die Stadtansicht und die Stadt wieder bereichern

wird, ist bis heute ungeklärt. Durch den Abriss von zwei Häusern im mittleren Block des Ringes hatten sich im Turm Risse gebildet. Sie vergrößerten sich schnell. So stürzte ein wertvolles Bau- und Kulturdenkmal wegen Unachtsamkeit und Mangel an schnellen Gegenmaßnahmen in sich zusammen. Ein Schicksal, dass leider so vielen historisch und architektonisch einmaligen Gebäuden in Schlesien ebenfalls nicht erspart blieb. Was der Krieg nicht vernichtete wurde leider in vielen Fällen ein Opfer eines maroden Staatssystems. Der geliebte „Gabeljürge“ ein barocker Neptunbrunnen, ist ein Werk des Schweidnitzer Bildhauers L. Weber. Er erfreut ebenso wie die wunderschöne Dreifaltigkeitssäule, eine Stiftung des Landeshauptmannes Graf von Sinzendorf aus dem Jahre 1693 wie die einmaligen Bürgerhäuser rund um den Ring, die Heimkehrer aus dem Westen.

Handel und Gewerbe blühten, wurden vernichtet, entstanden wieder neu.

Handel und Gewerbe waren neben der Landwirtschaft in den Vorstädten die Lebensgrundlage der Schweidnitzer. Schon Anfang des 14. Jahrhunderts begann der Aufstieg zum Handelsplatz. Bis Polen, Flandern, Russland, Ungarn, Italien zogen Schweidnitzer Händler ihre Kreise. Vieh und Getreide aus Polen, Holz und Felle aus Russland, Tuche aus Flandern, Wein aus Ungarn und Italien und Hopfen aus Böhmen, alles wurde hier gehandelt. Schweidnitz, ein Zentrum des Bierbrauerhandwerks. Aus Preußen, Russland, Süddeutschland, Ungarn und Böhmen kamen die Aufträge. Der 30-jährige Krieg brachte das vorläufige Ende für die Brauereien. Um 1550 war die Bevölkerung von Schweidnitz fast ebenso groß wie die von Breslau, hinter der Hauptstadt nahm sie hinter ihr den zweiten Platz bei der wirtschaftlichen Bedeutung in Schlesien ein. Von 1285 bis zu ihrer Vertreibung im Jahre 1453 lebten Juden in der Stadt. Sie lebten in der Judengasse und hatten bereits eine eigene Synagoge. Das alles zerstörte der 30-jährige Krieg. Nur 200 Überlebende wurden notiert. Im 18. Jahrhundert musste sich Schweidnitz mit der Rolle des Marktplatzes für das Weichbild begnügen. Den Aufschwung bremste der Neuausbau als Festungsstadt. Erst im 19. Jahrhundert belebten sich Handel und Verkehr, nachdem man mit dem Schleifen der Festungsanlagen 1867 begonnen hatte. Bereits 1844 konnte die Stadt von den Früchten des Eisenbahnnetzes profitieren. Bedeutende Industrieansiedlungen entstanden, Elektrotechnik, Maschinenbau, eine Waggonfabrik, Handschuhfabriken, Möbel- und Spielzeugwerke ergänzten den Aufschwung. Schweidnitz war einmal das Zentrum der Bierbraukunst. Das beliebte Schweidnitzer „Schöps“ wurde überall getrunken. Mit dem Schweidnitzer Keller in Breslau hat sich die Stadt ein Denkmal gesetzt, dass in den Herzen der vertriebenen Schlesier weiter lebt. 1939 bevölkerten fast 40 000 Menschen die Stadt.



Am Ring in Schweidnitz mit Gabeljürge, Dreifaltigkeitsbrunnen und Götterboten Hermes

Berühmte Persönlichkeiten.

Mag. Johann Hoffmann – um 1375-1451 – Prof. der Philosophie in Prag, Mitbegründer und Rektor der Universität Leipzig. Dr. Siegesmund Hahn, Begründer der Wasserheilkunde, Geheimer Oberjustizrat Gottlieb Svarez, Schöpfer des Allgemeinen Preußischen Landrechtes, Adolf von Scholz, preußischer Finanzminister, Konrad von Studt, preußischer Kultusminister und Manfred von Richthofen, erfolgreichster Jagdflieger des ersten Weltkrieges.

Liegt es an der Stadt, an der herrlichen Umgebung oder sind es die Menschen, oder alles zusammen, was den Charme und den Charakter einer Stadt bestimmen? Besucher von Schweidnitz, werden auch heute wieder von dem schlesischen Flair dieser „Metropole vor der Eule“ eingefangen. Fremde Namensschilder, unverständliche Laute bestimmen das Stadtbild. Beides wirkt fremdartig und distanziert. Aber die schlesische Seele der 750-jährigen deutschen Stadt, Heimat der deutschen Schlesier, lebt weiter in ihren Mauern und sie trifft jedes Jahr im Frühjahr auf die Menschen, die vor fast sechzig Jahren gewaltsam aus ihrer Heimat vertrieben worden sind. Die Eigentums- und Besitzfragen sind trotz stürmischer Entwicklung zu einem vereinten Europa immer noch offen. Mit Recht fordern die Überlebenden der Erlebnisgeneration von ihren politischen Vertretern, endlich diese Fragen einvernehmlich und gerecht zu klären. Eine einseitige Verzichtserklärung eines Bundeskanzlers, dem der Bundestag auf eigenen Wunsch das Misstrauen ausgesprochen hat, kann die Lösung dieses gordischen Knotens nicht sein. Die offenen Fragen müssen geklärt sein, damit sie die Beziehungen beider Länder in der Zukunft nicht mehr belasten.

Zehnte Station Krotzel, Tampadel, Silsterwitz.

Schweidnitz besuchen und der Friedenskirche einen Besuch zu verweigern, wäre der gleiche Kulturfrevel wie ein Breslauaufenthalt ohne Besichtigung der weltberühmten Rathauses und einem anschließenden Besuch des Schweidnitzer Kellers. Hier ist auch die bekannteste Verbindung zwischen diesen beiden so wichtigen, historischen Städten Schlesiens. Am Ende des Dreißigjährigen Krieges, als Ergebnis des sog. Westfälischen Friedens - wurde drei Herzogtümern Schlesiens der Bau evangelischer Kirchen erlaubt, daher der Name Friedenskirchen. In Schlesien hatte die Reformation, die Protestbewegung Martin Luthers gegen einigen Praktiken der katholischen Kirche, eine große Anhängerschaft begeistert. In fast allen Kirchen Schlesiens wurde nach dem lutherischen Glauben gepredigt, gebetet und geglaubt. Die kriegerischen Auseinandersetzungen beendeten diesen Zustand. Eine gewaltsame Unterdrückung des neuen Glaubens begann. Die protestantischen Piasten in den Herzogtümern Wohlau, Brieg und Liegnitz konnten ihre evangelischen Untertanen von den Repressalien schützen. Die Habsburger hatten jedoch in ihren sogenannten Erblanden freie Hand und konnten die aus der katholischen Glaubensgemeinschaft ausgetretenen Christen sogar unter Androhung von Gewalt zum Wiedereintritt in die katholische Kirche zwingen. Zu diesen Erblanden gehörten auch die Herzogtümer Glogau, Jauer und Schweidnitz. Im Westfälischen Frieden bestätigte der Kaiser, dass die inzwischen protestantisch gewordenen Kirchen wieder katholische Kirchen werden durften. Dem Verhandlungsgeschick der Vertreter des evangelischen Glaubens ist es zu verdanken, dass der Kaiser dafür gewonnen werden konnte, wenigstens den Neubau eine evangelische Kirche in jedem Herzogtum zu erlauben. Die Bauerlaubnis war mit unvorstellbaren Bedingungen verknüpft. Die drei Friedenskirchen in Glogau, Jauer, Schweidnitz mussten einen Kanonenkugelschuss entfernt von der Stadtmauer aufgestellt werden. Sie durften keinen Glockenturm erhalten und als Baustoffe nur Lehm und Holz Verwendung finden. Die Bauzeit selbst soll ein Jahr nicht überschreiten. Unglaubliche Bedingungen die den Verdacht aufkommen lassen, dass sie die Hoffnung verbergen, nicht realisiert werden zu können. Die Kirche in Glogau, die sehr schnell gebaut werden konnte, erlebte ein schnelles und tragisches Ende. Ein Sturmwind

brachte sie nur zwei Jahre nach ihrer Einweihung zu Einsturz. Sie wurde nicht wieder aufgebaut.

Die Friedenskirchen – Meisterwerke deutscher Baukunst.

Jauer lernte aus dieser Tragik und verpflichtete den Breslauer Festungsbaumeister Albrecht von Saebisch. Die Zimmerleute erstellten nach seinen Plänen eine solide Fachwerkkonstruktion, die allen Stürmen der Zeit im wahrsten Sinne des Wortes erfolgreich Widerstand leistete. Etwas später begann Schweidnitz mit den Arbeiten. Die Stadt konnte auf die Erfahrungen von Glogau und Jauer bauen. Auch hier wirkte der Breslauer Festungsbaumeister, zusammen mit den Schweidnitzer Zimmerleuten Kaspar König und Hans Zellner. Am 24.6.1657 wurde der imposante Bau eingeweiht. Auf 1009 qm Grundfläche wurde durch zweistöckige Emporen Platz für 7500 Gläubige geschaffen.. Der Platz wurde auch gebraucht. Aus allen Winkeln des Herzogtums strömten die Menschen in die einzige evangelische Kirche in diesem Raum. Bewundernswert ist die Leistung der damaligen Bevölkerung noch heute, denn die Bürger evangelischen Glaubens wollten mit der Kirche und ihrer wundervollen Ausschmückung nicht nur mit den prächtig ausgestalteten katholischen Kirchen Schlesiens gleichziehen, sondern gleichzeitig ein Zeichen setzen für ihren Glauben, ihre Überzeugung und ihrer Liebe zum Schöpfer des Universums und zum Vater aller Menschen. Wer heute – egal ob als katholischer oder evangelischer Christ oder auch als Ungläubiger – dieses besondere Gotteshaus betritt, ist überwältigt von der inneren Ausschmückung, die ganz im Kontrast zu der einfachen Außenfassade steht. Das Ansinnen der Erbauer, die unter großen Opfern und Unterstützung aus ganz Deutschland, dieses Lobwerk Gottes errichteten, hat Jahrhunderte überlebt. Jedes Detail der Innenausstattung ist ein Loblied und eine Verneigung vor der Größe und Herrlichkeit des Schöpfers. Kanzel, Orgel und Hauptaltar, über den noch eine kleine Orgel aus der ersten Bauphase in die Neuzeit schaut, wetteifern um die Gunst und Bewunderung der Besucher. Der Altar stellt die Dreifaltigkeit – Namensgeberin des Gotteshaus – in seinen Mittelpunkt. Die fast lebensgroßen Figuren von Moses, Aaron, Jesus, Johannes dem Täufer, Petrus und Paulus dokumentieren die Entwicklung des christlichen Glaubens und führen zum Zentrum des geschriebenen Gotteswortes, der Bibel. Martin Luther, dem großen Reformator wurde mit seinem Bild auf der Orgelempore dankbare Referenz entwickelt. Er würde sicher heute, an führender Stelle in der Ökumene ebenso begeistert und aufrichtig für die Annäherung der Christen streiten wie damals gegen den offensichtlichen Missbrauch in seiner, der katholischen Kirche. Bei jedem Besucher hinterlässt die Aura der schlesischen Friedenskirchen einen ganz persönlichen Eindruck, der den Lebensweg zwar nicht einfacher, aber sicher sinnvoller werden lässt.

Die Kirschendörfer Krotzel und Tampadel am Fuße des Zoata-Bärges.



Das Kirschendorf Krotzel und im Hintergrund der Zoata-Bärg mit der Kapelle 2005

Bei klaren Wetterlagen scheint die Spitze des Zobtens von Schweidnitz aus zum Greifen nahe. Dann lockt der heilige Berg der Schlesier die Bewohner in die wunderschönen Dörfer und Städte, in die herrliche Natur an seinen Hängen und in seinen Wäldern. Besonders im Frühling war das „Kirschendorf Krotzel“ ein wahrer Magnet für die Menschen aus den umliegenden Städten. Das kleine Dorf konnte die vielen Besucher kaum fassen, die sich an der einmaligen Pracht des weißen Frühlingsschmucks der unzähligen Kirschbäume nicht satt sehen konnten. Die Gaststätten des Dorfes waren dann bis zum Bersten überfüllt, das beschauliche Dorf - in der Woche versteckt im Tal der Zobtenvorberge - war dann voller froh gestimmter Schlesier. Sie genossen diese hoffnungsmachende Jahreszeit direkt am West-Rand des hier steil in den Himmel steigenden Zobtengebirges. Geschützt von den manchmal im Frühling sehr eisigen Ostwinden, können hier die Blüten ihren ganzen Zauber entfalten, sich genügend Zeit zum Befruchten und Reifen lassen um dann die unübertrefflichen schlesischen Süßkirschen aus Krotzel zu werden. Heute noch macht das idyllisch gelegene Dorf einen lockenden und verlockenden Eindruck. Schmucke Häuser fallen auf, ganz im Gegensatz zu so vielen umliegenden Dörfern, in denen Ruinen und Zerfall den optimistischen Glanz des Frühlings trüben. Gerade die abgelegenen Plätze in Schlesien führen die Heimatbesucher immer wieder besonders in des Reich der Kindheit zurück. Wie früher flattert die Lerche jubilierend über den sattgrünen Feldern. Ruhig zieht die Gabelweihe ihre Kreise am blauen Himmelzelt. Aufgeregt neckt der Kuckuck – immer wieder seinen Standort wechselnd – mit seinem markanten Ruf den Wanderer. Und warnend für die anderen Waldbewohner alarmiert der Eichelhäher seine Mitbewohner des Waldes. Unverfälscht – wie in den lang zurück liegenden Kindheitstagen zelebriert der Frühling in der Heimat sein immer wieder faszinierendes Frühlings- und Begrüßungskonzert. Die Natur bestätigt ihren vertriebenen Heimkehrer, ihr seid wieder hier, in Eurer Heimat, die Euch Gott durch Geburt als Lebensraum auf der Pilgerreise durch das Leben anvertraut hat. Die Laubbäume auf der Spitze des Zobtens tragen im Vorfrühling noch nicht ihren dichten Laubmantel. Deshalb grüßt die Zobtenkapelle gut sichtbar ins Tal. Der moderne, alles überragende Finger der Technik neben der schon in die Jahre gekommenen – von deutschen Schlesiern gebauten – Kapelle, distanziert sich störend von der so harmonischen Symbiose von Natur und Baudenkmal der Vergangenheit. Überall muss die Natur ihren Tribut für die „Errungenschaften“ der Neuzeit bezahlen. Diese machen der empfindlichen Natur das Überleben so schwer. Ernste Krankheiten der Wälder signalisieren in Verbindung mit Veränderungen der gewohnten und bewährten Klimaabläufe, über die Grenzen der zumutbaren Belastungen. Doch nach wie vor zieht die Einmaligkeit der Natur rund um den Zobten, die Menschen in ihren Bann. Jede Schulklasse der Umgebung marschiert – wie damals die Schlesier – einmal während der Schulzeit auf die Spitze des Berges. Die Aussicht von dort kann nur nachempfinden, wer sie selbst genießen konnte. Hier könnte der Teufel die Hoffnung gehabt haben, Jesus mit seinem Angebot zu verführen.: „Dieses alles will ich dir schenken, wenn Du niederkniest und mich anbetest“. Welches Kind hat nicht beim Anblick der herrlichen schlesischen Landschaft – in der die Bergkette des Sudetengebirges und die fruchtbare Ebene an den silbern glänzenden Flussläufen der Oder, Ohle, Weistritz und Lohe eine so harmonische und zauberhafte Symphonie erklingen lassen? Andere Gedanken begleiten heute die aus der Heimat vertriebenen Schlesier an den Plätzen ihrer Kindheit. Aber doch gelingt es den Erinnerungen etwas die traurigen und melancholischen Spuren in der Seele zu dämpfen und den Freuden der Kindheit freien Lauf zu lassen. Bei dem Anblick des Heimatdorfes, beim Wandeln auf den alten Pfaden, beim Betrachten der über die Zobtenspitze treibenden Wolken werden Sekunden im irdischen Leben zu Oasen des erwarteten Paradieses.

Über Tampadel ins romantische Silsterwitzertal

Tampadel, südlich von Krotzel ist über Kaltenbrunn und Groß-Wierau leicht zu erreichen. Auch hier stehen die Kirschenbäume in voller Blüte. Von hier aus führt der Weg über eine Passstrasse zwischen Geiersberg und Zobten direkt ins Silsterwitzer-Tal. Schon immer ist

dieses Tal besonders bei den Breslauer Wochenendausflügler wegen seiner romantischen Schönheit begehrt und beliebt. Nicht viel hat sich an dem Reiz des einmaligen Tales geändert. Allerdings haben sich hier – was schon der bekannte Heimatdichter Schenke aus Nimptsch bedauerte – besonders viele Städter ein Wochenendhaus gebaut. Dicht an dicht stehen sie, sich gegenseitig in Originalität aber auch Geschmacklosigkeit überbietend, am Nordhang des Zobtens. Die Schneeglöckchenfelder und die possierlichen Eichhörnchen erfreuen wie zu früheren Zeiten die Naturliebhaber. Die alten Mühlen sind teilweise bedauernswerte Opfer der Tatenlosigkeit der jetzt dort wohnenden Leute geworden. Ein kleiner Stausee mit einem gar nicht mit der Landschaft harmonisierendem, hässlichem Staudamm soll noch mehr Ausflügler in das Silsterwitzer-Tal anlocken. Über den befahrbaren Damm erreicht man das herrlich gelegene Schieferstein. Durch Senkenberg führt die Straße hinüber durch die Ölsner-Berge. Beim Austritt aus den mit Mischwald bewachsenen Bergen überrascht eine wunderschöne Weitsicht. Soweit das Auge schauen kann, ein wunderschöner Talkessel zwischen Heidersdorf, Nimptsch, den Eichbergen bei Lauterbach. Im Süden grüßt die lange Kette des Eulengebirges als natürlicher Schutzwall vor der Grafschaft Glatz.



**Stausee im
Silsterwitzer Tal .
Frühjahr 2005.
Im Hintergrund
die Spitze des
Zoata-Bärges.**

Elfte Station Stoschendorf, Strehlen und seine Granitsteinbrüche.

Die wohl bekannteste Wallfahrtstätte im Kreise Reichenbach liegt in Stoschendorf. An den Marienfesttagen zogen die Menschen aus den umliegenden Dörfern in Scharen zu dieser kleinen Wallfahrerkirche. Die recht kleine Kirche konnte dann die Besucher nicht aufnehmen und die meisten Pilger feierten den Gottesdienst im Freien mit. Die gläubigen Pilger und die Kinder freuten sich schon lange vorher auf dieses Stoschendorfer Fest. Natürlich standen Gottesverehrung und Dank an den Schöpfer im Mittelpunkt der Wallfahrt. Aber die Kinder freuten sich natürlich besonders auf die vielen Sehenswürdigkeiten, die sonst in den Dörfern nicht zu erleben waren. Die unzähligen Verkaufsläden aus nah und fern lockten den Kindern – und damit natürlich vor allem den Eltern – so manchen „Bima“ aus der Geldbörse. Von den umliegenden Dörfern wie Groß-Elguth, Heidersdorf, Lauterbach, Langseifersdorf, Schlaupitz, Dreißighuben, Bertholdsdorf, Hennersdorf und Endersdorf und nicht zuletzt von Költchen führten romantische Wege zu diesem kleinen Wallfahrterort. Für die Pilger aus den östlichen

Die Wallfahrtskirche in Stoschendorf im Frühjahr 2005. Bekannteste und beliebteste Wallfahrt im Kreise Reichenbach an dem Eulengebirge.



Gebieten führte der Weg vorbei an dem wunderschönen Lauterbacher Rohrteich, in dem sich bei meist herrlichem Sommerwetter die Zobtenspitze und der Geiersberg spiegelten. Die Natur hatte meistens ihre schönsten Kleider angezogen und die Vogelwelt spielte dazu die Festtagsmusik. Der Hochwald zwischen dem Rohrteich und Stoschendorf spendete den Wanderern den notwendigen Schatten und die leise murmelnden Waldbäche sorgten für eine gewisse Abkühlung. An diesem Tage trafen sich die Bekannten und Verwandten aus den umliegenden Dörfern, Neuigkeiten wurden ausgetauscht, Pläne für die zukünftigen Familienfeste geschmiedet. Bei den Bauern war natürlich am Wichtigsten die Diskussion um die zu erwartende Ernte, das Wetter und die zu erzielenden Preise für das Getreide und alle Feldfrüchte, Lohn für die schwere Arbeit auf den Feldern rund um den schlesischen Götterthron, dem majestätischen Zobten.. Die vielen Fahnen und auch das Marienheiligtum in Stoschendorf begrüßen – wie vor sechzig Jahren – auch heute noch die vielen deutschen Pilger, die bei ihrem Heimatbesuch dieses Zentrum der Reichenbacher Wallfahrt niemals links liegen lassen. Immer noch steht die fast lebensgroße Figur des an Hals und Händen gefesselten Heiland am Haupteingang der Kirche. Den Kindern flößte diese Figur damals Angst und Respekt ein und viele Kinder benutzen den Seiteneingang, um sich den Anblick auf diesen leidenden und gequälten Heiland zu ersparen. Im Frühjahr 2005 wird an der Kirche gearbeitet. Das Dach wird neu eingedeckt. Aber im Innenraum der Kirche hat sich bis auf die polnischen Inschriften auf den Fahnen und überall dort, wo sich die deutsche Vergangenheit unübersehbar zu Wort gemeldet hätte, nicht viel geändert. Nach wie vor ist Stoschendorf ein heiliger Ort, an dem vor allem der Gottesmutter große Verehrung entgegen gebracht wird. Am südlichen Fuße des Zobtens führt eine Straße über Schlaupitz, Mellendorf, Langenöls, Heidersdorf hinüber in die schlesische Ebene bei Strehlen. Schon von Weitem grüßen die Spitzen der Krananlagen des größten Granitsteinbruches Europas. Sechzig Meter tief und über einen Kilometer lang haben sich die Menschen in das Granitmassiv hineingesprengt. Schwindelerregend ist der Anblick von Rand des gewaltigen Kraters in seinen Schlund. Strehlen war bei den Schlesier die steinreichste und bestgepflasterte Stadt des ganzen Landes. Die deutsche Hauptstadt Berlin ist vorrangig mit Granit aus Strehlen geschmückt. Damals, als noch Pferdefuhrwerke auf den unendlichen Alleen Schlesiens die ganzen Waren transportiertem, waren Straßenpflaster mit Strehlemer Granit überall begehrt. Durch den Stein wurden Strehlemer Bürger tatsächlich „steinreich“.

Ein kleiner Rückblick auf die Geschichte von Strehlen.

Wer die einladende Landschaft um Strehlen mit dem einmaligen Blick auf den entfernt grüßenden Zobten heute noch erleben darf, kann verstehen, dass sich in dieser Gegend schon sehr früh Menschen ansiedelten. Das beweisen zahlreiche historische Funde rund um Strehlen. Zahlreich sind die Boten aus der Vergangenheit, die um Ottwitz, nördlich von Strehlen gefunden wurden. 1909 wurden am Galgenberg Höckergräber aus der Bronzezeit freigelegt. Ein Bronzeimer fand man an dem Ohlestrand, 1861 ein Feuersteinmesser am Rummelsberg. Weitere Schätze aus dem Altertum waren ein Kupferbeil aus dem Raum Ottwitz, eine kupferne Hammeraxt, in Strehlen eine kupferne Lochaxt und im Ohletal zwei kostbare Fingerringe aus rundgehämmerten Golddraht mit großen, sattelförmig gewölbten, spiralartigen Scheiben. In den Urkunden Strehlens wird der schon 1228 beschriebene Graf von Strehlen auch als Besitzer von Strehlen genannt. Aus seiner Familie stammen auch die Bischöfe von Breslau, Thomas I und Thomas II. Ein Zweig dieses Grafengeschlechtes soll vor 1288 in Prieborn, ca. 13 km südöstlich von Strehlen, dort wo es einst einen slawischen Ringwall gab, eine Stadt gegründet haben. Am Stammsitz des Grafen war schon vor der Stadtgründung am rechten Ohleufer ein slawisches Dorf, das nach der Gründung der Stadt nach deutschem Recht, „Altstadt“ genannt wurde. Am linken Ufer der Ohlau soll wahrscheinlich auch schon eine Burg des Grafen von Strehlen gestanden haben, mit großer Sicherheit genau an der Stelle der späteren Burg am Wassertor. Diese Theorie wird durch Ausgrabungen nach 1945 untermauert, denn unter der St. Gotthard-Kirche fand man Fundamente einer romanischen Rundkirche, die entweder auf das 12. oder die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts – auf alle Fälle jedoch vor die Zeit der Stadtgründung – datiert werden müssen. Diese Rundkirche könnte u.a. einer Burgsiedlung zugeordnet werden, sie ist wahrscheinlich sogar mit der 1264 erwähnten Pfarrkirche identisch. Die 1316 namentlich genannte Marienkirche von Altstadt wird jedoch von manchen Wissenschaftlern ebenfalls in diesem Zusammenhang gesehen. Nachweisbar ist jedoch eindeutig eine erste Stadtgründung im Jahre 1291 am linken Ohleufer durch den Grafen von Strehlen. In dieser Zeit ergriff Herzog Bolko I von Löwenberg-Jauer, das bis dahin zum Herzogtum Breslau gehörende Gebiet. Er erwarb den Besitz des Grafen von Strehlen, löste die Stadt Prieborn auf – der Ort wurde Dorf – und vereinigte alles zu Strehlen. In einer Urkunde vom 30.11. 1292 erteilt er dem Vogt Siegfried „in unserer neuen Stadt Strelyn“ ein Privileg über die Vogteirechte „anlässlich der erneuerten Lokation“ der Stadt Strehlen. Von der Vereinigung beider Städte spricht ausdrücklich eine Urkunde aus dem Jahre 1297. Sie bestätigt auch dem Kloster Heinrichau den Besitz von Fleisch- und Brotbänken in Strehlen als Ersatz für die in den beiden alten Städten. Die ehemaligen Bewohner von Prieborn werden ausdrücklich als Bürger von Strehlen bezeichnet.



Größter Granitsteinbruch Europas und Granitpflasterung auf dem Ring von Strehlen.

Unzweifelhaft belegt wird in einer Urkunde von 1328 die planmäßige ovale, fast quadratische Anlage der Stadt mit einem gitterförmigen Straßennetz und einem annähernd quadratischem Ring im Zentrum. Eine typische schlesische Stadtgründung nach dem Muster so vieler Stadtanlagen in dieser Zeit. Das Zentrum ist umgeben von einer Mauer und einem Graben. Drei Tore gestatten den Zugang. Das Breslauer- und Münsterbergertor sichern den einwandfreien Durchgangsverkehr, das Wassertor führt hinunter an die Ohle. Stadtpfarrkirche war in dieser Zeit St. Michael. Die St. Gotthardkirche in unmittelbarer Nähe wurde im 14-15. Jahrhundert erweitert. Der Rundbau wurde als Wehrturm ausgebaut, die Kirche erhielt ein zweischiffiges Langhaus.

Strehlen wird von Jahrhundert zu Jahrhundert immer bedeutender.

Im Häuserblock in der Mitte des Ringes waren Kaufhäuser und Rathaus mit Turm untergebracht. Hier war der wirtschaftliche und verwaltungstechnische Mittelpunkt der Stadt Strehlen untergebracht. Schon 1362 waren zwölf Tuch- und sechs Kaufkammern erlaubt. Der Rat – bereits 1307 urkundlich bezeugt – erwarb 1344 die herzoglichen Rechte in Strehlen und bereits 1349 die Erbvogtei. Seit dem 14. Jahrhundert war Strehlen Weichbildvorort und erfreute sich folgender Privilegien. Salzmarkt, Waagerecht, Meilenrecht, Braugerechtigkeit. Die Stadt war auch Zollstätte, hielt zwei Jahrmärkte ab. Hier dominierten Hopfen, Getreide und Wollhandel. Seit Mitte des 17. Jahrhunderts machte sich die Stadt auch einen Namen in der Tabakfabrikation. Die Strumpf- und Handschuhstickerei und die Tuchmacherskunst kommen im 18. Jahrhundert hinzu. Der Granitabbau kam als besonders ertragreicher Produktionszweig ab Mitte des 19. Jahrhunderts hinzu. Dennoch war in dieser Zeit die Schuhfabrikation unter den städtischen Gewerbebetrieben führend. Die Eisenbahnstrecke Breslau-Prag brachte 1871-75 weitere wirtschaftliche Impulse in die ständig aufstrebende Stadt. Weiter Nebenstrecke von Heidersdorf, Brieg, Grottkau machten die Stadt zu einem wichtigen Knotenpunkt im Verkehrsnetz der schlesischen Eisenbahn.. Möbel- Nahrungsmittel- und Zementindustrie gaben zusätzlich vielen Bewohners Strehlen einen Arbeitsplatz.

Der größte Sohn der Stadt Strehlen, der Nobelpreisträger Paul Ehrlich.

Wer kann schon – wie Strehlen – einen Nobelpreisträger vorweisen. Der Name des Serumforschers und Nobelpreisträgers von 1908, der Begründer der Chemotherapie wurde am 14.03.1854 in Strehlen geboren und starb am 20.08.1915 in Bad Homburg vor der Höh. Sein Lebenswerk ist weltweit bekannt, er hat mit seinen Erfindungen unzähligen Menschen geholfen und die Weiterentwicklung der Medizin maßgebend positiv beeinflusst. Wie wenig Menschen wissen jedoch, dass er in Strehlen, im Land Schlesien geboren worden ist. Ein Land mit über 750-jähriger Geschichte, welches dem schlesischen Volk und damit auch den Nachfahren berühmter Schlesier für immer gegen geltendes Völkerrecht - mit Zustimmung von demokratischen Staaten – geraubt wurde ?

Strehlens dunkelste Stunden waren die Kämpfe im zweiten Weltkrieg.

Auch Strehlen blieb von den Geißeln der geschichtlichen Großereignisse Schlesiens nicht verschont. Unrühmliche Zeichen setzen auch hier die Hussitenkriege, der Dreißigjährige Religionskrieg, die napoleonischen Eroberungszüge und alle weiteren Dunkelstunden der schlesischen Geschichte. Kein Ereignis hat aber die Stadt so total zerstört wie die harten Kämpfe in und um Strehlen vom 8. Februar bis zur Kapitulation am 8. Mai 1945. 861 Gebäude, die Innenstadt mit ihrem imposanten Ring total zerstört. Historische Gebäude, Meilensteine des Aufstieges der strebsamen Bürger dieser Stadt wurden dem Erdboden gleich gemacht, Symbole für den Untergang eines ganzen deutschen Volksstammes. Nur noch ein Torso des ehemaligen Rathhausturmes ragt als letztes schlesisches Bauwerk trostlos mahnend in den Himmel. Die stolzen Häuser des berühmten – über Jahrhunderte entstandenen Ringes – gibt es nicht mehr. Einfallslöse Plattenbauten sind aus ihren Ruinen gewachsen. Der schlesische Charakter dieser charmanten Stadt scheint total verschwunden. Und doch plötzlich entdeckt man in einer Ecke des Ringes ein auffallend typisch schlesisches Gebäude,

was innen und außen renoviert wird. Dahinter liegen, von Ring aus versteckt, ein Gotteshaus , ein Glockenturm, ein Friedhof. Wie ein magnetisch zieht es die Heimkehrer an diesen Ort, der in einer fremdartigen Gegend plötzlich eine Insel der gewohnten Heimat wird. Auch hinter dem Gotteshaus machen ehemalige deutsche Gebäude auf sich aufmerksam. Hier fühlt sich ein Vertriebener aus Schlesien – der irritiert die Eindrücke der seelenlosen Plattenbauten verarbeiten muss – auf einmal doch wieder zu Hause. In der ehemaligen Klosteranlage und in dem dazugehörigen Gotteshaus findet er die erhoffte Ruhe, kann seiner – zum Großteil in der Fremde verstorbenen - Angehörigen gedenken und ist dennoch mit der Trauer um die verlorene Heimat nicht ganz allein. Aber eine Antwort auf die bedrückende Frage nach dem Sinn der unmenschlichen Vertreibungen und dem unsäglichen Leid – entstanden aus Hass und Habgier unter den Menschen – gibt ihm der angerufene Schöpfer auch hier nicht, auch nicht in dieser besonderen Stunde in der verlorenen Heimat.



Erinnerungen an das schlesische Strehlen mit deutscher Bevölkerung.

Das alte Reiterstandbild aus der schlesischen Zeit , Schmuckstück eines ehemals stilvollen Stadtmittelpunktes mit historischen Häuserfronten und geschmackvollen Bürgerhäusern begrüßt die Besucher auf dem mit Strehleener Granit gepflasterten Ring. Sein Umgebung hat sich total geändert. In seiner unmittelbarer Nähe erinnert ein großer Granitbrocken an die 750-jährige Stadt Strehlen. Mit keinem Wort wird erwähnt, dass davon über 700 Jahre deutsche Entwicklung, Tradition und Aufbau der Stadt und des Landes liegen. Die wichtigsten Jahre der Entwicklung werden verschwiegen, so als ob hier niemals Deutsche gelebt haben. Dabei gehört Polen seit dem 1. Mai 2004 zur europäischen Union, bekommt Aufbaugelder von den

Völkern Europas, in deren Kasse die Deutschen als größte Nettozahler einzahlen. Beharrlich wird aber nach dem bisher scheinbar erfolgreichem Muster verfahren, die Deutschen nur als Täter und sich selbst nur als Opfer zu sehen. Eine Betrachtungsweise, die völlig kontraproduktiv die Ziele einer partnerschaftlichen Zukunft in einem gerechten Europa behindert. Deutschland steht schonungslos und radikal offen zu den Untaten, die im Namen von Deutschen anderen angetan wurden, wann sind endlich die anderen Täter soweit sich nicht nur als Opfer von Deutschen zu sehen ?

Die Rückfahrt von Strehlen in das Reich des Zobtens zeigt noch einmal die herrliche, unendliche Weite der schlesischen Tiefebene. Im Nordwesten erheben sich am unendlich entfernt scheinenden Horizont der Geiersberg und der Heilige Berg der Schlesier, der Zobten. Liebliche Dörfer schmücken den Blick im Frühlingskleid. Die Kirche von Jordansmühl greift wie früher als Zeigefinger Gottes in den schlesischen Himmel. Die durch den gelben Löwenzahn dominierten Frühlingswiesen bilden einen wunderbaren Kontrast zum zarten hellgrün des Frühlingstages. Es ist Frühling in Schlesien. Die Kirschen stehen in voller Blüte. Die Heimat ruft alle immer wieder zum Besuch in das schöne Land der Väter.

Zwölfte Station Reichenbach, Lauterbach/Eule



Blick in die Breslauerstraße und der Nepomuk-Brunnen auf dem Ring 2005

Was für die Vertriebenen aus Breslau – den „Breslauer Lergen“ - ihr schöne Metropole Schlesiens, ist für die Bewohner der schlesischen Städte und Dörfer ihre Stätte der Kinder- und Jugendzeit. Objektiv gesehen mag es schönere Plätze auf der Erde geben, aber es ist merkwürdig, mit welcher Intensität es immer wieder viele Schlesier an den Ort ihrer Geburt zieht. Für die Bewohner des kleinen Bauerndorfes Lauterbach, nördlich vom Zobten, gehört deshalb ein Gang durch die Dorfstraßen, die Felder und Wälder schon zum rituellen Programm einer Heimatreise. Dabei vereinigen sich Dorfansichten, Landschaften und vor allem der „Rohrteich“ immer wieder zu phantastischen Bildern in dem mit so vielen Landschaftsschönheiten gesegneten Heimat. Wie in jedem schlesischen Dorf liegt auch hier im Zentrum die kleine Pfarrkirche, die Johannes dem Täufer geweiht wurde. Die Inneneinrichtung des Gotteshauses ist über sechzig Jahre fast nicht verändert. Die alten, unbequemen Sitz- und Kniebänke und die gleichen Bilder und Kultgegenstände überbrücken sechzig Jahre. Ungewohnt die Sprache, fremdartig wirkend zerstört sie die Sehnsucht endlich einmal in der Heimat angekommen zu sein. Nach dem Gottesdienst, wenn alle Gläubigen die Messe verlassen haben, ist der Heimkehrer allein in seiner Pfarrkirche und die Zeit scheint tatsächlich stehen zu bleiben, sechzig Jahre verschmelzen in einem Wimpernschlag mit der

Gegenwart. Alte, urschlesischer Kirchenlieder scheinen den Gottesraum mit Jubel zu erfüllen. Die marode Orgel – die in polnischen Gottesdiensten schweig – jubiliert in der Erinnerung wie am Tage ihrer Einweihung. Das ganze Kirchenschiff scheint voller Freude zu frohlocken über die Rückkehr der schlesischen Pfarrkinder. Der Kirchenchor und sein Dirigent, Kantor Hein stimmen ihre schönsten Lieder an. Sorgen, Ängste und alle Nöte verlassen für einige Sekunden die Seele und das Herz. Die Verbindung mit den Vorfahren – die vor der Vertreibung auf dem nahegelegenen Friedhof zur Ruhe gebettet wurden – scheint real zu existieren. Das Paradies ist offenbar für den Bruchteil einiger Sekunden auf der Erde zu Gast und übermittelt von dort die Botschaft, dass alles Leid einmal aufhört, alle Tränen einmal getrocknet werden und ewiger Friede die Menschen geschwisterlich zusammen leben lässt. Durch die sich öffnende Kirchentür dringt gleißender Sonnenschein in das Gotteshaus. Mit ihm kommt die brutale Realität der Gegenwart zurück.. Aber die glimmende Hoffnung bleibt zurück und sie hilft, Ungerechtigkeit und Vertreibung ein wenig leichter zu ertragen.

Nepomukdenkmal und evangelische Langhanskirche.

Vor dem majestätischen Gebirgszug des Eulengebirges liegt die Kreisstadt Reichenbach. Sie kann mit Stolz auf eine erfolgreiche Chronik verweisen. Über mehr als acht Jahrhundert haben ihre Menschen – trotz vieler Rückschläge in so zahlreichen Krisenzeiten – dieses Gemeinwesen immer wieder zu neuer Blüte geführt. Die Zeit des wahnsinnigen Ausradierens deutscher Vergangenheit scheint endlich zu Ende zu sein. Auf dem Reichenbacher Rathaus ist der alte, beliebte Nepomukbrunnen wieder auf dem Ring aufgestellt. Diese Figur musste – nach alten Aufzeichnungen – der evangelische Bürger und Schwarzfärber Siegfried im Jahre 1733 auf Veranlassung der kaiserlich österreichischen Regierung auf seine Kosten aufstellen lassen. Er hatte in einem Reichenbacher Bierhause lachend und scherzend mitgeteilt, dass ein entweichender Soldat im Dome zu Breslau dem dort aufgestellten Nepomuk seine Patronentasche umgehangen und ihm sein Gewehr in die Arme gelegt habe. Nun können sich die Heimatbesucher wieder an dieser traditionellen Figur erfreuen und werden dabei gleichzeitig daran erinnert, wie treu der Heilige Nepomuk das Beichtgeheimnis gewahrt hat und dafür auch bereit war, in den Tod zu gehen. Er ist dafür in der Moldau ertränkt worden und deshalb steht sein Standbild auch auf so vielen Brücken in der ganzen Welt. Unweit des jetzigen Standortes des Nepomuk-Denkmales gibt die Schweidnitzer-Straße den Blick frei auf die evangelische Kirche, erbaut von dem berühmten schlesischen Baumeister Karl Gotthard Langhans in den Jahren 1795-98. Er ist auch der Baumeister des Brandenburger Tores in Berlin und bei so vielen Sendungen aus Berlin ist dieses Wahrzeichen Berlins zu sehen. Es erinnert damit auch fast täglich an das große Volk der Schlesier in der heutigen Zeit. Im Jahre 1742 musste Österreich die Provinz Schlesien an die Krone von Preußen abtreten. Schon einige Monate vor dem Frieden zu Breslau erlaubte Friedrich der Große den evangelischen Bürgern am 10. Januar 1742 ein Bethaus zu erbauen. In dem umgebauten Haus am Markt Nr 105 , das für 300 schlesische Taler angekauft wurde, fand am Pfingstsonntag, den 13. Mai 1742 der erste Gottesdienst statt. Am Fischerberg bei Gnadenfrei fand übrigens die letzte Schlacht des siebenjährigen Schlesischen Krieges statt. Die Preußen hatten nach der Schlacht von Burkersdorf die Festung Schweidnitz eingenommen. Die Österreicher versuchten unter Feldmarschall Daun den Entsatz. Sie griffen am 16. August 1762 die Preußen an, wurden nach anfänglichen Erfolgen mit Hilfe von herbeieilender preußischer Kavallerie vernichtend zurück geschlagen.

Die katholische St. Georgs- Kirche.

Von der gleichen Stelle, die vom Ring den Blick auf die evangelische Langhans-Kirche frei gibt, kann in fast entgegengesetzter Richtung die mächtige katholische Stadtkirche St. Georg – besser ihr Turm – bewundert werden. Am 29. September im Jahre 1859 feierte die katholische Gemeinde ihr – man höre und staune – 700jähriges Jubiläum. Zu dieser Feier kam sogar der Fürstbischof Dr. Heinrich Förster aus Breslau. Die Stadtpfarrkirche war von 1555-1629 und vom September 1632 bis zum 4. November 1635 Eigentum der evangelischen

Gemeinde. Die im Jahre 1272 bei der Stadtkirche angelegte, in ganz Schlesien berühmte Bibliothek ist während des Krieges 1637 leider vernichtet. In der Chronik steht über das Verhältnis von Katholiken und Protestanten in Reichenbach folgender bemerkenswerter Satz: „Die Chronik dieses ehrwürdigen Gotteshauses liefert manchen Beweis der Eintracht, in welcher beide christlichen Konfessionen zu einander gestanden, wenn es galt, Schäden von diesem Gotteshaus fern zu halten“.

Heute noch begeistert ein Spaziergang auf dem „Promenadenwege“ rund um die Innenstadt. Über dessen Entstehung berichtet die Chronik: „Die aus früheren Jahrhunderten stammenden Tore behinderten den immer reger werdenden Verkehr Reichenbachs, andererseits waren sie keine Zierde für die Stadt. Mit Genehmigung der hohen Militär- und Regierungsbehörden wurden die massiv gebauten Tore, nebst der dicht daran anstoßenden Wachhäuser, niedergelegt, die Ausgänge der Straßen erweitert und freie Plätze geschaffen. Im Jahre 1860 fiel das Breslauer, bald darauf das Frankensteiner Tor, wie auch ein Teil der Stadtmauer bis zu dem Ausgange der Friedrichstraße. Es entstand hier ein schöner Promenadenteil an Stelle des Schanzgrabens. Im Jahre 1863 wurde von der Klosterstraße aus ein Weg zur Promenade hergestellt. Zu diesem Zweck hatte eine Anzahl Bürger ein an der Mauer stehendes Gebäude und einen Zwinger angekauft, Ersteres abbrechen lassen und mit Genehmigung der Behörden den Ausgang zum Topfmarkt eröffnet.“

Das Reichenbacher Rathaus – ein Wahrzeichen der Stadt.

Neben den beiden Gotteshäusern gehören das Rathaus und die Gebäude im Zentrum des Ringes mit dem Rathhausturm zu den Wahrzeichen der Stadt. Darüber erzählt die Chronik: „Das Jahrhundert alte Rathaus, schon lange baufällig und den Bedürfnissen nicht mehr entsprechend, musste im Herbst 1865 in seinen oberen Räumen geräumt und das Polizeibüro nebst der Registratur in Privathäusern eingemietet werden. Wiederholte, eingehende Untersuchungen von Sachverständigen, im Verein mit den städtischen Behörden, zuletzt am 17. Mai 1871, ergaben die Unmöglichkeit eines jedenfalls sehr kostspieligen und den Bedürfnissen nicht mehr entsprechenden Reparaturbaues. Mit Genehmigung der königlichen Regierung ward auf Antrag des Magistrats von der Stadtverordnetenversammlung am 8. März 1872 der Abbruch des alten und der Bau eines neuen Rathauses beschlossen. Mauermeister Fellbaum erhielt für 25 000 Taler den Auftrag. Am 21. Juni 1873 wurde dafür der Grundstein gelegt, 1875 der Bau eingeweiht.“

Reichenbach erhält Anschluss an das Eisenbahnnetz Schlesiens.

Von der Oberstadt, dem Kern der Altstadt, die auf einem Hochplateau mit einem Durchmesser von fast genau 500 m errichtet worden ist, geht es steil ab ins Tal der Peile. Hier in den Niederrungen haben die Wassermassen aus dem Eulengebirge oft Häuser und Straßen überflutet. Hier erhielt Reichenbach schon im Jahre 1855 mit der Linie Schweidnitz – Frankenstein Anschluss an das schlesische Eisenbahnnetz. 1891 wurde Langenbielau an das Netz angeschlossen. In Etappen wurden dann ab 1900 die einzelnen Teilstrecken der Eulengebirgsbahn gebaut. Am 1. Juni 1900 verließ der erste reich geschmückte Zug den Reichenbacher Kleinbahnhof, unweit von Hauptbahnhof der Reichsbahn. Am 1. Oktober erfolgte der Bau der Strecke Ober-Peterswaldau nach Ober-Langenbielau. Am 12.12. 1900 die Fortsetzung bis zur Stadt Silberberg. Anschließend die beschwerliche Überwindung des Gebirges auf der Strecke über die Feste Silberberg nach Mittelsteine durch eine Zahnradbahn. Gewaltige Sprengungen und schwierige Brückenbauten waren erforderlich. Am 5. August 1902 war das gewaltige Werk vollendet. Den Abschluss des ganzen, vier Jahre dauernden Projektes bildete die sog. „Heuscheuerbahn“ von Mittelsteine nach Wünschelburg, die am 1. Dezember 1903 feierlich eröffnet wurde. Diese Strecken waren für die Wirtschaft und den Handel, aber auch für den aufkommenden Tourismus ein gewaltiger Fortschritt.

Die Bedeutung Reichenbachs ist nach der Neuordnung des preußischen Staates besonders gewürdigt worden. Reichenbach wurde Sitz eines der vier schlesischen Regierungsbezirke. Dieser bestand aus dem Gebirgskreis Bolkenhain, Hirschberg, Jauer, Landeshut, Schönau,

Frankentein, Glatz , Habelschwerdt, Münsterberg, Nimptsch, Reichenbach, Schweidnitz, Striegau, Waldenburg. Aus finanziellen Gründen wurde dieser Bezirk jedoch bereits 1820 aufgelöst. Die ersten fünf Kreise wurden dem Regierungsbezirk Liegnitz, der Rest Breslau zugeteilt.

Verdiente Persönlichkeiten von Reichenbach.

Lang ist die Zahl der Menschen, die durch ihr Engagement einen Ehrenplatz in der Geschichte des schlesischen Reichenbachs einnehmen.

Oft taucht der Name des Kaufmannes Friedrich Sadebeck auf. Er gründete im Jahre 1803 dem nach ihm benannten evangelischen Friedhof. Dieser liegt an der Promenade, hinter dem katholischen Friedhof. Er wurde am 9. Oktober 1805 eingeweiht. Durch eine Stiftung sicherte er auch den zukünftigen Unterhalt dieser geschmackvoll und würdig ausgestatteten Ruhestätte. Der Kaufmann Johann Friedrich Träger stiftete ein Weisen- und Wohltätigkeitsinstitut. Der Kaufmann Johann Gottlieb Göhlig setzte sich für die Armen der Stadt ein, und gründete eine Stiftung für die Schulen.

Der Kaufmann Matthäus Großmann spendete ein ansehnliches Kapital für die katholische Schule, der Kaufmann Franz Josef Steiner finanzierte die Pflege verwahrloster Kinder. Bäckermeister Wilhelm Gerber unterstützte die Anschaffung von Kleidungsstücken für arme Konfirmanden, Johann Christian Bergmann überwies der evangelischen Kapital zu Anschaffung eines neuen Friedhofes. Kaufmann Richard Clauß stiftete der Stadt 14 000 Taler.

Der Germanist Prof. Dr. Karl Weinhold, geb. 1823 – gest. 1901 , gehört zu den berühmtesten Söhnen der Stadt.



Alte Stadtmauer in Reichenbach und Turm der St. Georgskirche im Frühjahr 2005.

Reichenbach – eine Erfolgsgeschichte bei Handel, Industrie, Gewerbe und Bildung.

Schon im 14. Jahrhundert erhält Reichenbach wirtschaftliche und handelspolitische Privilegien. Die Stadt hat das Meilenrecht für Handwerk und Brauwesen, hat einen Salzmarkt, die Rechte auf Zollerhebung, Fischfangrechte in der Peile, Jagdrechte in Ernstsdorf. Ein zweiter Jahrmarkt wird 1447 zugelassen. Die größte Bedeutung hatten zunächst die Tuchmacher, die sogar einen Verkaufstand in Schweidnitz hatten. Da der Tuchabsatz zurück ging, spezialisierte sich Reichenbach ab Mitte des 16. Jahrhunderts verstärkt auf die Leinenherstellung. Die dörflichen Webereien wurden eine ernste Konkurrenz. Die Reichenbacher erhielten das Recht zur Herstellung von Barchent. 1626 zählte die Zunft 316 Meister, eine Zahl die sonst nirgendwo erreicht wurde. Parallel ging aber die Tuchmachierzunft zurück, obwohl gerade für sie eine 1563 eine eigene Färberei eingerichtet wurde. Die Kürschner erlebten mit 55 Meistern 1626 einen beachtlichen Aufstieg. Die Bierbrauerei war weiter erfolgreich, erhielt aber auf dem Lande ebenfalls Konkurrenz. Der

Handel konnte sich mit zwei neuen Jahrmärkten und einem Meilenprivileg 1632 gut behaupten. Die positive Entwicklung der Stadt ist Anfang des 17. Jahrhunderts an der regen Bautätigkeit zu erkennen. In keinem Zeitabschnitt wurden so viele historische Bauten erstellt. Der 30-jährige Krieg war – wie überall – ein Rückschlag. Zerstörungen, Epidemien, Einquartierungen und religiöse Verfolgungen trieben die Leute aus der Stadt. Die Webereien in Langenbielau und Peterwaldau wurden beherrschende Konkurrenz, weiteten sie dazu auch noch ihren Leinenhandel aus. Anfang des 18. Jahrhunderts gab die gesteigerte Herstellung von baumwollenen Stoffen Hoffnung. Barchent und Kanevas wurden zuerst nur in der Stadt produziert. Als auch dieses Gewerbe außerhalb der Stadt praktiziert wurde, ging das Züchnergewerbe in der Stadt fast ganz ein. Die Stadt blieb aber Sitz der sich auf die Baumwollspinnerei und Weber auf dem Lande stützenden Kaufleute. Der erfolgreichste, Friedrich Sabebeck führte über Wien und Triest mazedonische Baumwolle ein und ließ diese auf etwa 850 Webstühlen in der Umgebung zu Kattun, Cottonaden verweben. Als die Baumwollspinnereien der Umgebung den Bedarf nicht mehr decken konnte, führte er englische Maschinengarne ein. Damit begann der Niedergang der Baumwollspinnerei am Eulengebirge. Von den aufkommenden Textilfabriken wurden die größten in Langenbielau, Peterswaldau und Ernstsdorf errichtet. Einige allerdings auch in Reichenbach. Im 19./20. Jahrhundert entstanden Betriebe der Zellstoffverarbeitung, der Elektroindustrie, ein Webstuhl- und Laktosefabrik sowie die bekannte Hilbertmühle mit Großsiloplanzen.

Das Bildungswesen in Reichenbach musste einen Vergleich mit gleichrangigen Städten Schlesiens nicht scheuen. In das Reichenbacher Gymnasium kamen Internatschüler aus der näheren und weitem Umgebung. Die Landwirtschaftsschule bildete männlichen und weiblichen Nachwuchs für die großen Betriebe aus. Reichenbach war bis zum Ende des zweiten Weltkrieges eine florierende Stadt, für die Zukunft bestens aufgestellt. Die Stadt wurde erst nach der Kapitulation von sowjetischen Truppen besetzt. Obwohl im Krieg nicht zerstört, begann in ihren Mauern eine fünfzigjährige Leidenszeit. Für die deutsche Bevölkerung begann ein bisher nie da gewesener Spießbrutenlauf in der eigenen Stadt, in den eigenen Häusern. Ein rechtswidriger Verdrängungsprozess begann unaufhaltsam, bei ständigen Plünderungen wurden die letzten Habseligkeiten gestohlen. Die Schlesier waren rechtlos. Vom Reichenbacher Bahnhof, der vor fast genau einhundert Jahren eingeweiht worden war wurden alle Bewohner des Kreises in Güterwagen verfrachtet und abgeschoben. Wer diese Tortur überlebte, spürte in der Fremde erst wirklich die Unfassbarkeit der Ereignisse. Die Trauer um den Raub der Heimat – überfiel vor allem die älteren Schlesier mit jedem Jahr in der Fremde mehr. Die zuerst noch dominierende Hoffnung auf eine Rückkehr in das gelobte Land, wurde von Depression und Traurigkeit verdrängt. Fröhlich, ungezwungen und optimistisch konnten wenig Schlesier ihren Lebensabend erleben. Enttäuscht von so vielen unwahren Versprechungen haben sie ihre Hauptsorge – die Trauer über die geraubte Heimat – mit in ihre Gräber genommen.

Dreizehnte Station Riesengebirge, Hirschberg.

Die wunderbare Landschaft um Hirschberg mit der stolzen Schneekoppe und allen berühmten - sie schmückenden - Berggiganten, macht die Trennung von Schlesien auf der Fahrt in den Westen besonders schwer. Wie erging es damals – vor fast sechzig Jahren - den Schlesiern, die aus diesem Paradies des Hirschberger Tales, dem schlesischen Elysium, so brutal vertrieben worden sind? Noch regiert an den ersten Maientagen 2005 auf den schneebedeckten Höhen des Reifträgers, der großen und kleinen Sturmhaube, des Hohen Rad und der majestätischen – 1603 m hohen – Schneekoppe General Winter. Aber das Hirschberger Tal hat sich schon das schönste Frühlingskleid angelegt. Die Kirschbäume schicken weiße Grüße zu den ebenfalls schneeweiß leuchtenden Bergkuppen. Die satten,

grünen Frühlingswiesen, farblich geschmackvoll dekoriert, haben sich schon lange der hohen Schneelasten des Winters erledigt. Die warme Frühlingssonne, die jeden Tag höher über das Panorama des Riesengebirges aufsteigt, und um die Mittagspause immer kürzere Schatten auf den Hirschberger Marktplatz wirft, duldet in den Tälern nun keine weißen Schneefelder. Davon gibt es in den frostigen Höhen an den Schneegruben und den Nordhängen des Gebirges noch reichlich. Die Breslauer Wintersportvereine haben in früheren Zeiten sogar im Wonnemonat Mai in den Höhenlagen des Riesengebirges ihre beliebten Skiwettkämpfe ausgetragen. Lang ist es her, als noch Scharen von Breslauern und Berlinern und skibegeisterte Schlesier aus allen Teilen des Landes die bekannten Wintersportorte des Riesengebirges übervölkerten. Die herrliche Berglandschaft lockte jedes Jahr und zu jeder Jahreszeit immer mehr naturhungrige Städter in das Reich Rubezahl. Der alte Berggeist war sowohl bei den Kindern wie auch bei den Erwachsenen wegen seiner guten Taten gleichermaßen beliebt und bleibt für die Schlesier zeit ihres Lebens unvergessen. So unvergessen wie die Erinnerungen an die Zeit, als die heute älter gewordenen Vertriebenen noch sorglos in ihrer Heimat spielten und nicht ahnten, dass Hass und Habsucht sie einmal aus ihrer angestammten Heimat vertreiben würden.



Wunderschönes Riesengebirge im Frühjahr 2005.

Von Schweidnitz nach Hirschberg.

Auf der Fahrt von Schweidnitz über Freiburg nach Hirschberg liegt auch Bolkenhain. Die mächtige Burg auf der Anhöhe zieht die Blicke der staunenden Durchreisenden auf sich. In ihren Mauern ist schlesische Geschichte geschrieben worden. Die Ereignisse in den einzelnen Siedlungsgebieten Schlesiens werden im Mosaikbild der mehr als achthundertjährigen deutschen, schlesischen Geschichte zu einem überwältigenden Erfolg. Experimentieren, lernen, verbessern, besser sein, war das Motto der Schlesier. Nur so ist zu erklären, dass auf

allen Gebieten – und dabei an der vordersten Front in der Landwirtschaft - Besonderes geleistet worden ist. Die Ergebnisse in Forschung und Entwicklung an den Hochschulen und Universitäten, in den Industriebetrieben und im Bildungswesen stehen gleichwertig auf hohem Niveau. Die Menschen des deutschen Ostens haben nach der Vertreibung wesentlich zum Aufbau der Bundesrepublik und den wirtschaftlichen Erfolgen in der durch die Sowjets stets ausgebeuteten Deutschen Demokratischen Republik beigetragen. Auch hier haben sie den von ihren Ahnen geerbten Fleiß und die Ausdauer in die jeweiligen Gemeinwesen eingebracht. Aber von keiner dieser Gesellschaftsformen sind die Vertriebenen in ihrem Wunsch nach Gerechtigkeit und Heimkehr in ihre angestammten Gebiete erfolgreich unterstützt worden. In der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik wurde ihre Existenz geleugnet, ihre Sorgen und Wünsche nicht diskutiert und in der Bundesrepublik wurden ihnen nur vor jeweiligen Wahlen anerkennend die Schultern geklopft in der Absicht, dafür ihre Wählerstimmen zu erheischen. Inzwischen will man – so ein führender Außenpolitiker der CDU wörtlich – „die partnerschaftlichen Verhandlungen mit den Ostländern, allen voran Polen und Tschechien, nicht mit der Vergangenheit belasten“. Die Zahl der Vertriebenen aus der Erlebnisgeneration ist inzwischen kleiner geworden, die Kinder, Enkel und Urenkel interessieren sich nicht für den Heimatverlust ihrer Eltern oder Großeltern. Nur noch ein Bruchteil der Erlebnisgeneration erinnert an die den Vertriebenen zugefügten Ungerechtigkeiten und fordert dringend die Klärung aller offenen Fragen und eine gerechte Lösung der Eigentumsverhältnisse nach den Regeln des geltenden Völkerrechts. Und manche Vertriebenenfunktionäre schaden durch ihr unsinniges Gezänk um Verfahrensfragen der Sache der Vertriebenen, anstatt auf die alle einigenden, offenen Fragen von den Politikern, Vertreterstaaten eine befriedigende Antwort einzufordern.

Wunderbares, romantisches Hirschberger-Tal.

Bei Katschdorf werden die Katzbach und die aus Liebau-Landeshut und Waldenburg kommende Eisenbahnstrecke überquert. Rechts von dieser gut ausgebauten Landesstraße liegt das berühmte Bober-Katzbach-Gebirge. Aus dem Tal der Katzbach führt die Strecke zurück in der herrlichen Mittelgebirgslandschaft. Bei Seifersdorf liegt das Hirschberger Tal – Schlesiens schönste Parklandschaft vor den Augen des staunenden Betrachters. Der Blick reicht weit über die Grenzen der Stadt, die diesem einmaligen Tal seinen Namen gegeben hat. Liebliche Berge grüßen die Reisenden. Das zauberhaft Bergpanorama des Riesengebirges gibt diesem von so vielen Naturschönheiten verwöhntem Tal eine ganz besondere Note. Bei diesem Anblick wird sofort verständlich, dass sich hier reiche Industrielle aus Berlin, Breslau und dem schlesischen Industriegebiet Oberschlesiens hier mit ihren Villen ein Denkmal für die Ewigkeit gesetzt haben. Leider sterben viele davon jetzt einen erbärmlichen Tod. Obwohl Fördergelder für den Aufbau zur Verfügung stehen, werden manchen dieser einmaligen Kulturdenkmäler durch Brandstiftung für immer in den endgültigen Untergang geschickt. Die Perle des Hirschberger Tales ist zweifellos Hirschberg. Sie war und ist Zentrum und Ausgangspunkt des Fremdenverkehrs dieser Region. Verlockende Ziele wie Schmiedeberg, Bad Warmbrunn, Agnetendorf, Krummhübel und unzählige weitere klangvolle Namen machen die Auswahl nicht leicht. Es ist leicht nachvollziehbar, dass hier an dem Zusammenfluss von Zacken und Bober die Einwanderer nach der Rodung der Wälder hier ihre Siedlung gründeten. Damals konnten sie aber nicht ahnen, welche rasante Entwicklung damit begann.

Blick in die Hirschberger Geschichte.

Die ersten urkundlichen Erwähnungen gehen zurück in das Jahr 1281. Herzog Bernhard von Löwenberg stellte nämlich in diesem Jahr eine Urkunde aus, in der er den Johannitern von Striegau 100 Hufen am Oberlauf des Zacken verlieh. Herzog Bolko I von Löwenberg-Jauer gestattete „nostrorum civium Hirsbergensium“ – unseren Bürgern von Hirschberg – 1288 die Erbauung einer Schenke in dem heutigen Bad Warmbrunn. Der Stadtgrundriss und der noch

heute zu bewundernde Altstadt kern mit einer fast quadratischen Fläche von 500 x 500 m bezeugen in Verbindung mit dem Stadtwappen – einem stehenden Hirsch, ein Kleeblatt im Mund – ganz eindeutig deutsche Siedlungsgeschichte. 1348 gestattete Bolko II von Schweidnitz der Stadt das Meilenrecht. Es folgten das Verkaufsrecht für Salz, Eisenstein, das Braurecht, das Recht auf ein Waaghaus, das Recht Münzen zu schlagen . 1355 wurde die Stadt von Abgaben im Handel mit Böhmen befreit, 1366 erreichte es die gegenseitige Zollfreiheit mit Breslau.

In den Hussitenkriegen verteidigte sich die Stadt mit der auf dem Hausberg gelegenen Burg erfolgreich. Allerdings wurde die Burg 1433 auf Veranlassung des Landeshauptmannes abgebrochen. Schon 1502 erhielt die Stadt das Recht der freien Ratswahl. 1519 ein Jahrmarkt und 1532 wurde ihr ein zweiter Jahrmarkt gestattet. Seit Anfang des 16. Jahrhunderts erlebte die Stadt durch die aufblühende mechanische Tuchmacherei einen Aufschwung. Ein großer Brand 1550 stoppte diese Entwicklung. Da führte 1570 der Schuhmacher Joachim Girnth die Schleierweberei ein, die er in Holland kennen lernte. 1625 wurden die ersten „dünnen Schleier“ gewebt. Das kaiserliche Privileg Ferdinands III. von 1630 darüber ist eine der wichtigsten Urkunden der Stadt. Der 30-jährige Krieg fordert auch in Hirschberg Opfer. 1634 ist ein weiterer furchtbarer Stadtbrand bezeugt. Es dauerte lange bis die Kriegs- und Brandschäden beseitigt werden konnten. Durch die Gründung einer Kaufmannssozietät 1658 wurde Hirschberg Zentrum des Leinen- und Schleierhandels. Die Behinderung durch die konfessionellen Auseinandersetzung während der habsb. Epoche beendete Karl XII. von Schweden mit der Altranstädter Konvention. Durch große Geldopfer der Kaufmannsfamilien wurde vor den Toren der Stadt ein evangelisches Gemeindezentrum mit einer Kirche in den Jahren 1709-18 erstellt. Die drei schlesischen Kriege zwischen Preußen und Österreich brachten Zerstörungen, Kontributionen und einen Rückgang des Handels. Die neue Grenze durch die Abtrennung von Österreich behinderten den Handel. Auch der Einsatz des preußischen Königs führte nicht zur alten Handelsblüte. Der Einfall der Franzosen, die Befreiungskriege und der Siegeszug der Maschine in der Textilindustrie führten nicht mehr zu alter Größe.

Die Entwicklung der Stadt sprengte im 19. Jahrhundert den alten Mauergürtel. Die Mauern fielen auch hier. Der Burgtorturm blieb erhalten, das Schildauer Tor wurde 1868 an die Waldersee-Kaserne, - ehemals Zucker Raffinerie – versetzt. Das berühmte Baumgartensche Haus – im 19. Jahrhundert Posthaus – wurde im Stil der Neurenaissance, eine damals häufig praktizierte Modeerscheinung – umgebaut. Der Anfang des 20. Jahrhunderts löste eine Welle von Kaufhausbauten aus, moderne Schulen folgten. 1909 das Lyzeum, 1912 die Oberrealschule, 1928-29 das Gymnasium. Erwähnenswert sind auch die Jugendstilbauten, das 1904 erstellte Kunst- und Vereinshaus, das Museum des Riesengebirgsvereins des Architekten Karl Grosser von 1912-14.

Die Industrialisierung mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts brachte auch nach Hirschberg eine Eigendynamik. Leinenindustrie siedelte sich an, Optische Werke, Maschinen-, Holzstoff-, Papier-, Zementfabriken, Mehl- und Schneidemühlen und 1936 eine Zellstofffabrik. Über Jahrhundert hat Hirschberg seine Mittelpunktfunktion erhalten. 1922 wurde sie kreisfreie Stadt. 1866 erhielt sie Eisenbahnanschluss nach Görlitz-Berlin, 1867 nach Waldenburg-Breslau. Beides wichtige Voraussetzungen für den Start des ständig zunehmenden Tourismus im Riesengebirge. Seit 1927 bestand sogar eine Flugverbindung nach Breslau.

Bemerkenswerte Gebäude in Hirschberg.

Neben vielen interessanten Bauten wie das Buchssche Gartenhaus vor dem Langgassentor, das Baumgartensche Haus, das Rokoko haus „Zum goldenen Schwert“ am Ring und die berühmten Laubenhäuser um den Ring mit den markanten Giebelfassaden sind das Rathaus und die sogenannten Siebenhäuser besonders erwähnenswert. Das Rathaus stand ursprünglich an der Nord-Westseite des Markplatzes. Der Neubau in der Mitte entstand erst im 16.

Jahrhundert. 1739 brach der Turm des Rathauses in sich zusammen. Der preußische Baudirektor Hedemann war 1747-49 für den Neubau zuständig. Als Krönung erhielt der hohe Mittelturm eine Wetterfahne in Form des preußischen Adlers. Das Hirschberger Rathaus ist damit der erste große Bau der preußischen Zeit in Schlesien. Bei der noch heute auf dem Ring platzierten Gebäudegruppe – im Volksmund „Siebenhäuser“- handelt es sich im Ursprung um hölzerne Verkaufstände, sog. Bänke, auf denen die verschiedenen Handwerkszweige ihre Waren anboten. Auch von einer Garküche wird berichtet. Diese Anlage wurde später durch eine Reihe von sieben kleinen Giebelhäusern ersetzt. Danach stand dort ein geschlossener Häuserblock mit Läden. Heute ist wieder die „Siebenmaligkeit“ angedeutet. Hirschbürger erinnern sich noch gerne daran, dass zwischen Rathaus und diesen Häusern die Straßenbahn zwischen Hirschberg und dem nahe gelegenen Bad Warmbrunn wendete.



Sehenswertes rund um den Hirschberger-Ring. Touristenzentrum des Riesengebirges 2005

Die Kirchen von Hirschberg

Die katholische Pfarrkirche St. Erasmus und Pankratius ist die Älteste der Stadt. Sie stammt aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, ist eine Bruchsteinbasilika mit lichtem hohen Chor und dem Westturm aus dem 15. Jahrhundert. Die Turmbekrönung stammt von 1736. Der barocke Hochaltar von 1713-18 ist das kostbarste Ausstattungsstück. Die Figuren des Bildhauers Thomas Weißfeld und das Altarbild der Verklärung Christi von Johann Kretschmer werden umrahmt von den großartigen Schreinerarbeiten des Hirschberger Tischlers Hielscher. Ferner besitzt diese Kirche eine bemerkenswerte Orgel aus der Spätrenaissance. Vor dem westlichen Eingang beeindruckt eine Mariensäule von 1712, deren

krönende Figur ebenfalls der Künstler Thomas Weißfeld erstellt haben soll. Die altkatholische St. Annenkirche soll ursprünglich aus den Steinen der alten Bastei erbaut worden sein. Nach einem Brand 1634 wurde sie im damaligen Stil des Barock erneuert. Vor den Toren der Stadt wurde die Begräbniskapelle zum Heiligen Geist, 1907 abgebrochen. Die Marienkirche in der östlichen Vorstadt vor dem Schildauer Tor blieb erhalten. Sie wurde 1453 erstmals erwähnt, 1737 in heutiger Form umgebaut und dient seit 1948 einer orthodoxen Gemeinde. Der Bau der Gnadenkirche ist vorstehend beschrieben. Mit der Gnadenkirche zum Heiligen Kreuze entstanden das Kantorenhaus, das Pfarr- und Schulgebäude und der Friedhof. 1718 konnte der ganze Baukomplex eingeweiht werden. Die Kirche ist ein Werk des aus Reval stammenden und in Liegnitz wohnenden Architekten Martin Frantz. Die Kirche wurde aus Dankbarkeit zu dem schwedischen König nach dem Vorbild der Stockholmer Katharinenkirche gebaut. Die Altarorgelanlage, eine Stiftung der bedeutendsten Persönlichkeit des Hirschberger Kaufmannstandes, Christian Menzel gehört zu den Besonderheiten der Ausstattung. Die Deckenbemalung erstellten Hoffmann, ein Schüler des berühmten schlesischen Malers Willmann und er aus Bayern stammende Felix Anton Scheffler.

Persönlichkeiten aus Hirschberg.

Als größter Sohn der Stadt gilt der Dichter Georg Heym der 1887 in Hirschberg geboren wurde und starb am 16. Januar 1912 beim Eislauf auf der Havel.

Günther Grundmann, Professor, Kunsthistoriker war auch Landeskonservator für die Kunstdenkmäler in Niederschlesien. Er lebte vom 10.04.1892 bis 19.06.1976, starb in Hamburg.

Unbestritten die größte Tochter der Stadt ist die Pilotin und Flugkapitän Hanna Reitsch. Sie wurde am 29.03.1912 in Hirschberg geboren und starb am 24.08.1979 in Frankfurt am Main.

Einmal mehr – Abschied von Schlesien.

Ein Rundgang um den historischen Ring in Hirschberg lässt so viele geschichtlichen Spuren wieder neu lebendig werden. Hier sprechen nicht nur die Steine deutsch, sondern singen die Vögel noch die alten schlesischen Lieder. Rubezahl schaut nach wie vor von seinem hohen Thron auf den Garten Schlesiens. Er vermisst seine Schlesier noch nach über sechzig Jahren der Trennung, wie auch seine Bewunderer und Verehrer sich immer wieder die Erlebnisse aus der Kindheit erzählen. Tief eingepägt in die Erinnerungen sind die einmaligen Erlebnisse der Jugendzeit. Lange noch nach Hirschberg begleiten die Schnee geschmückten Koppen des Schlesierlandes bis vor Görlitz ihr Panorama im Dunst entschwindet.



Kirche und Rohrteich in Lauterbach

St.Josefkrankenhaust in Reichenbach

Digitalfilm oder Video in Farbe über die Schlesienreise im Frühjahr 2005.

Von der Reise im Frühjahr 2005 gibt es einen Film in verbesserter Digitaltechnik in Farbe mit Kommentaren bei dem Besuch von Liegnitz, Jauer, Striegau, Wartha, Habelschwerdt, Maria-Schnee, Bad Landeck, Reichensteinergebirge, Kreisau, Schweidnitz, Krotzel und Tampadel am Zobten in der Baumblüte, Strehlen mit den größten Granitsteinbrüchen Europas, den Dörfern am Zobten, Reichenbach, Hirschberg und das verschneite Riesengebirge aus der Ferne. Die Abbildungen sind Aufnahmen aus dem Film. Der Film ist über den Verlag „Der Schlesier“ für Euro 25,- zuzüglich Versand zu beziehen